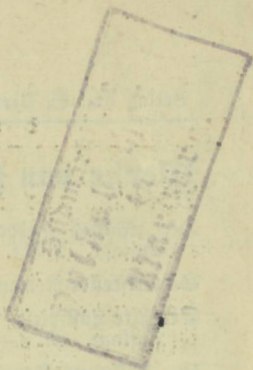


Dies Buch
ist
Eigentum
des
Vereines „Südmark“.

Albion



Es Lömos.



Werke von Bertha von Suttner:

Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte. Neunte Auflage. 2 Bde. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Schriftsteller-Roman. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Erzählte Lustspiele. Neues aus dem High Life. Zweite Auflage. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Dr. Hellmuths Donnerstage. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ein Manuscript! Zweite Auflage. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Bekettungen. Novellen. Zweite Auflage. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Inventarium einer Seele. Dritte Auflage. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Eva Siebed. Roman. Zweite Auflage. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Die Tiefinnersten. Roman. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Trente-et-Quarante. Roman. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Phantasien über den Gotha. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Werke von A. G. von Suttner:

Anderl. Roman. Zweite Auflage. 2 Bde. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Kinder des Kaukasus. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Kinder des Kaukasus. Neue Folge. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Um jeden Preis! Roman. M. 5.—, geb. M. 6.—.



Heinrich Haunzinger

200



Es Löwos.

Eine Monographie

von

Bertha von Suttner

Verfasserin von „Die Waffen nieder!“



Dresden u. Leipzig.
E. Piersons Verlag.
1894.

63669

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.



03003670h

Ihrem lieben Freunde

B. von Carneri,

dem großen Moralphilosophen und tiefen
Wüstenkenner,

widmet diese Blätter

die Verfasserin.

Meine Frau und ich haben einander insgeheim
geheiratet.

Wir hatten uns drei Jahre lang unaussprechlich lieb gehabt . . . besaßen kein Vermögen; die Eltern mochten von einer Heirat nichts wissen — wollten uns trennen; da haben wir den Streich ausgeführt, uns in aller Stille aufbieten und trauen zu lassen — und mit Hinterlassung eines Briefes an die Eltern segelten wir direkt nach Sien.

Tausend Gulden in der Tasche, Talente,
Kenntnisse, angenehme äußere Persönlichkeit,

Arbeitslust: damit wollten wir uns durch die Welt schlagen — womöglich uns ein Vermögen machen und triumphierend in die Heimat zurückkehren. Und sollte uns dieses auch nicht gelingen — einander haben, war schon Lebenslohn genug.

Das Durchkämpfen haben wir redlich ausgeführt. Lektionen, Konzerte, Buchführung in Handlungshäusern, Bauleitungen, journalistische Arbeiten — was haben wir nicht alles geleistet, um uns das bische Leben zu fristen! Aber zum Vermögenmachen wollte es nicht kommen. Das Ding steht nur in den Büchern — mitunter erleben es auch andere Leute, nur man selbst nicht.

Wir blieben kinderlos und waren recht froh darüber; denn für eine Schaar hungernder Kleinen sorgen zu müssen, das hätte uns vielleicht die gute Laune doch verdorben, die uns in unserem Lebensduett nie verlassen hat.

Nein — nie verlassen.

Es hat Tage gegeben — nicht viele, aber

einige — wo wir nichts zum Mittagessen hatten; aber Tage, wo wir miteinander nicht gescherzt, gekost und gelacht hätten, die sind nicht vorgekommen. Und was ferner niemals zwischen uns vorgekommen, das ist: ein bitteres Wort, ein Vorwurf, ein Streit — ein liebloser Gedanke. So etwas haben wir nicht kennen gelernt. Wir staunten selber darüber, denn beinahe bei allen Paaren, denen wir begegnet sind, fanden mitunter kleine Auftritte statt — oder doch streitend vorgebrachte Meinungsdivergenzen, — nur bei uns nie. Freilich hatten wir auch keine verschiedenen Meinungen. In allem stimmten wir überein: in unsern Wünschen, unsern Urteilen, unsern Sympathien und Antipathien. Bei fast allen Paaren bemerkten wir auch, daß immer der eine Teil den andern tyrannisierte; entweder war es der Wille des Mannes, oder der der Frau, welcher vorherrschte; entweder war es er, oder war es sie, die immer recht haben mußte. Bei

uns fügte sich Eines dem Willen des Andern und der Streit um „recht“ oder „unrecht“ kam bei uns überhaupt nicht vor, da wir ja, wie gesagt, in unsern Meinungen uns immer begegneten. Mörgeleien zwischen Eheleuten, denen wir zufällig beiwohnten, waren uns ein Hauptvergnügen. Wenn wir nachher allein waren, fielen wir uns gewöhnlich in die Arme und riefen: „Da ist der Meine anders!“ „Da lob’ ich mir die Meine!“ — und waren furchtbar froh, nicht mit den betreffenden Anderen verheiratet zu sein. Wir waren arm wie die Kirchenmäuse, besaßen selten mehr, als was aus der Hand in den Mund reichte; dabei kamen wir viel mit reichen und glänzenden Leuten zusammen, aber es geschah nicht ein einziges mal, daß wir den Wunsch empfunden hätten, mit N. oder K. zu tauschen, denn die beklagenswerten Leute hatten wohl Millionen, Paläste, Macht, Ruhm — aber sie hatten die Meine — oder beziehungsweise den Ihren nicht.

Wir nannten uns nie bei unsern Taufnamen, sondern „Meiner“, „Meine“ — aus euphonistischen Gründen in „Meuner — Meune — Meunes“ umgewandelt und schließlich beiderseitig kurzweg „Meuns“. Das hatten unsere intimern Bekannten abgelauſcht und dieſelben frugen mich z. B. nicht, „wo iſt Ihre Frau?“ ſondern „wo iſt Meuns?“

Dennoch hatte kein Menſch eine Ahnung davon, wie lieb wir uns hatten — wie Eins wir waren. Denn wir gehörten nicht zu den langweiligen Paaren, die ihre Zärtlichkeit vor den Leuten ausſtellen. Die Harmonie unſrer Seelen benützten wir nur zu frommer Hausmuſik und ließen ſie nicht öffentlich Poſaune blaſen.

Wie ſehr wir miteinander im Umgang kindiſch waren, was für tauſend kleine Späßchen zwiſchen uns getrieben wurden, davon konnte ſich auch niemand, der uns in der Welt ſah, einen Begriff machen, denn wir waren eher ernſte als luſtige

Leute; weder ausgelassen noch besonders gesprächig — durchaus nicht glänzend.

Unsere knappen Verhältnisse waren auch männiglich bekannt — es vermuteten daher die Leute nichts weniger, als Lustigkeit hinter uns; wahrscheinlich stellte man sich uns in unsrer Häuslichkeit als nachdenklich, brummig und gelangweilt vor — und gerade das Gegentheil waren wir von alledem. Von einer Langenweile nie die Rede; wir hatten uns stets so viel zu sagen — und brummig — da könnte ich mir eher einen Bären vorstellen, der Perchentriller schlägt, als ein brummendes Meuns!

Gerade so unbelauscht wie die vorerwähnte Hausmusik, blieb das fröhliche Schellengeklingel unsrer Narrenkappen. Die Andern hätten uns nur ausgelacht, denn wir hatten für unsre kleinen Privatdummheiten nicht einmal die Entschuldigung großer Jugend — wir waren beide um die dreißig herum — und am allerwenigsten die

Entschuldigung der Sorgenfreiheit, denn alle Welt wußte, daß wir einen harten Kampf um unsre Existenz zu bestehen hatten. Wahrhaftig Grund genug zum grämen, murren, vorwerfen, klagen, ungeduldigwerden hätte uns das Schicksal geboten; aber je schlechter es uns ging, desto näher schmiegeten wir uns aneinander, Eins das Andere tröstend, aufrichtend, erheiternd — obwohl wir eigentlich nicht trostbedürftig waren, denn wir hatten zwar viel Unglück — waren aber bei Gott nie unglücklich.

Schwärmerische Leser und Leserinnen sollen nicht glauben, daß wir etwa ein verliebtes Paar waren, das in der Wonneverzückung seines Zusammenseins, in Flitter-, Rausch- und Schäferstunden sich in den Himmel versetzt fühlte — nein, nichts davon. Solcher Taumel gehört der ersten Epoche der leidenschaftlichen Liebe an; aber bei ältern Eheleuten — bei uns wenigstens — ist von alledem nichts mehr da. Unser Liebhaben

war ein ganz nüchternes, ruhiges, sicheres. Die Sinne spielten keine Rolle mehr dabei. Auch konnte uns das Haar nach und nach grau werden, ohne daß dies den geringsten Unterschied in unserm gegenseitigen Gefallen verursacht hätte. Meuns mochte immerhin häßlich, blatternarbig, krüppelhaft werden — ich würde es gar nicht bemerkt haben. Und ebenso war ich beruhigt, daß ich nicht weniger geliebt wäre — ja vielleicht wäre ich's noch mehr — wenn ich mich in ein armes Monstrum verwandelte. Blindheit, Taubheit, Lahmheit: wenn so etwas Eins von uns ereilen würde, wie müßte das Andere an Bärtlichkeit zunehmen, um das Verhängnis aufzuwiegen!

Wir haben es nie jemandem erzählen können, wie glücklich wir miteinander waren; denn einmal hört sich eheliche Glücksprahlerei so prozenhaft an: nur gute Menschen können wahrhaft gute Eheleute sein und darum klingt die Ver-

sicherung, daß man in der Ehe ganz glücklich ist, wie die Annäherung einer Unzahl von Tugenden. Zweitens hätte uns niemand geglaubt und niemand verstanden.

Dennoch wollte ich nicht, daß unser frohes Geheimnis mit uns spurlos von der Erde verschwinde. Darum zeichne ich es in diesen Blättern auf. Was man keinem Menschen anvertrauen wollte, das kann man getrost von Tausenden lesen lassen: denn wenn man etwas Unwahrscheinliches geschrieben hat, so bleibt dem Leser der Ausweg offen, die Sache nicht zu glauben — ein Ausweg, der dem persönlichen Lauscher — wenn er höflich ist — verschlossen bleibt; er muß wenigstens bei allem innern Zweifel so ein Gesicht machen, als ob er glaubte, und diesem Gesichte sieht der Angezweifelte die Falschheit an. Hat man etwas Lächerliches geschrieben, so sieht man wenigstens nicht, daß man ausgelacht wird, und schrieb man etwas Unverständliches, so bleibt

Einem doch die Illusion, daß man verstanden worden. Mein Leser kennt mich nicht und kennt die Meune nicht; es ist also nicht zu befürchten, daß in meiner Erzählung etwas nicht im Einklang mit unserer äußeren Person sei. Schließlich, wenn die Leute meine Mittheilungen einen Unsinn nennen sollten, kann ich behaupten, daß es alles eitel Erfindung war.

Aber ich hege die stille Hoffnung, daß sich unter den tausend Lesern vielleicht doch einer findet, der uns ganz versteht, der Ähnliches durchgelebt, der sich in die folgenden Absonderlichkeiten hineindenken kann, der mir und der Meunen einen sympathischen Herzschlag schenkt, und für diesen einen (du lieber, angenehmer Einer, sei mir handgeschüttelt!) schreibe ich.

* * *

Es gäbe einen Roman, wenn ich erzählen wollte, wie wir uns durchgeschlagen, wie es uns bald gut, bald schlecht gegangen, wie wir uns

Freunde erworben, die furchtbar lieb mit uns waren, wenn sie uns zu etwas brauchen konnten, die aber in schwierigen Stunden plötzlich kalt und gleichgiltig wurden; wenn ich unsere Erlebnisse, unsere Unternehmungen, unsere immer wieder scheiternden und immer wieder erwachenden Hoffnungen schildern wollte, oder die Länder, Sitten und Leute, in deren Mitte wir gelebt. Aber diesen Roman zu schreiben, liegt nicht in meiner Absicht. Ein einziges Moment will ich aus unserem Leben herausgreifen und daraus ein Miniaturbild machen: das Moment unserer kindischen Zusammengehörigkeit.

Um dieses eine Motiv herauszuheben, werde ich freilich einige Szenen aus unserem Leben vorbringen müssen; aber diese Szenen sollen nur als Staffage und Hintergrund betrachtet werden, sie sollen durchaus nicht in planmäßiger Ordnung zu irgend einer Lösung führen.

Ich beginne.

Wir sind seit drei Jahren verheiratet. (Dieser Präsens bezieht sich nicht auf den Augenblick, in dem ich schreibe, sondern auf jede mehr oder minder entrückte Situation, die mir mein Gedächtnis vorspiegelt.) Ich verbringe vier Stunden täglich in einem Großhandlungshaus, wo ich die französische und englische Korrespondenz führe; die übrige Zeit schreibe ich zu Hause Journalartikel. Meins giebt einige Musikstunden. Von dem Ertrage dieser verschiedenen Beschäftigungen zahlen wir unsere laufenden Auslagen, als da sind: Wohnung, Kost (diese wird uns aus dem Gasthaus gebracht), Bedienung, Heizung, Kleidung — wir halten viel auf tadellose Toilette — Wäsche, Tabak, Abonnements u. s. w.

Wir kommen aber nicht regelmäßig aus. Die Lektionen sind zu gering; manche Schüler zahlen unpünktlich; die Zeitungsartikel werden nicht alle angenommen und meine fixe Einnahme im Handlungshaus genügt gerade für den Zins. Aus

alledem ergibt sich häufiges Defizit und an die Erreichung des Vermögens, mit welchem wir programmäßig triumphierend in die Heimat kehren sollten, ist vorderhand nicht zu denken.

Das Essen, das man uns aus dem Gasthaus schickt, ist ziemlich miserabel; wir haben aber die Eigenschaft, uns immer zu Tisch zu setzen, wie zu einem Fest. Irgend eine Speise, die wir uns auf einem kleinen Petroleumkochherd selbst zubereitet haben, bereichert das Menu und giebt uns Gelegenheit, unsere Kochkunst und unseren Appetit zu bewundern. Was uns besonders schmeckt, das ist der Morgenkaffee und der Abendthee. Zum ersteren nehmen wir weiche Eier und Butter, zum letzteren irgend etwas kalt „Aufgeschnittenes“ und Backwerk — was ich gewöhnlich selbst nach Hause bringe. Die Hauseinkäufe besorge zumeist ich; wenn ich vom Kontor zurückkomme, nehme ich im Vorübergehen, bei Kaufmann, Konditor und Wursthändler was wir

brauchen. Das Paket wird zu Hause gewöhnlich mit Enthusiasmus begrüßt. Die „Fressalien“ werden ausgepackt, auf die Schüsseln gelegt und immer aufgetragen, als ob es sich um ein Jubiläumsfestbankett handelte; wir haben es uns so angewöhnt, wenn wir uns en tête-à-tête zum Essen setzen, stets gehobener Stimmung zu sein.

Wenn sich Menschen von den Übrigen isolieren, so unterzieht sich ihre Sprache einer Wandlung. Das ist so Naturgesetz. Dasselbe läßt sich leicht an Auswanderern konstatieren. Diese sprechen nach einigen Generationen ein von der Sprache ihres Mutterlandes deutlich sich unterscheidendes Idiom. Man denke sich zwei Kolonisten auf einer unbewohnten Insel; sie werden gewiß für die umgebenden neuen Verhältnisse neue Worte erfinden, und da der übrigen Welt diese Verhältnisse unbekannt blieben, hätte sie auch für jene Worte kein Verständnis. Etwas ähnliches geschah

in unserer Umgangssprache. Wir waren ja, was unser Gemütsineinanderleben anbelangt, auch auf einer Art Insel, ein hübsches, blühendes, heiteres Liebesinselchen, von dessen Existenz die großen Ozeanfahrer draußen gar keine Ahnung hatten.

Ich denke, jedes Liebespaar verinselt sich mehr oder weniger und in dem kleinen duokratisch regierten Reiche entstehen Sprach- und andere Gebräuche, Statuten u. s. w. die nicht hinausdringen und die durch Wiederholung sich zu Institutionen erheben; die neuen Ausdrücke — der Herzensdialekt nämlich — entstehen meist in der Kosesprache; aus dieser hinaus verbreiten sie sich in die gewöhnliche Rede.

Aber ich will mich nicht in Vermutungen darüber einlassen, wie es anderen Paaren ergeht; ich photographiere hier nur einige Erscheinungen aus dem Eheleben von Meuns und mir — von den Andern weiß ich nichts — wie ja auch die Andern von uns nichts wissen. Wenn hie und

da Jemand in den hier festgehaltenen Bildern einige der eigenen Züge erkennen sollte — desto besser.

Es haben sich denn in unserer Umgangssprache Worte und Satzwendungen eingebürgert, die ich manchmal werde anwenden müssen, wenn ich ein treuer Monograph sein will. Ist in „lokalfarben“ geschriebenen Romanen das „Berlinerische“ und „Wienerische“ litteraturfähig, warum sollte ich zu meinem Zwecke mich nicht des „Meunersischen“ bedienen dürfen?

Jeder unserer neuen Ausdrücke hatte sicherlich seine Etymologie; aber diese werde ich nicht jedesmal nachweisen — in vielen Fällen habe ich sie auch vergessen. Die Entstehung alles Gewordenen geht nach bestimmten Entwicklungsgesetzen vor sich, aber diese entgehen zumeist unserer Beobachtung. Wie das Wort „Meuns“ sich gebildet, habe ich erklärt; aber ich verpflichte mich durchaus nicht, den Werdeprouzess aller etwa noch

folgenden Fremdwörter zu berichten. Sie werden dem Leser im Lauf meiner Erzählung geläufig werden — wie ja der Student einer neuen Wissenschaft, die darauf bezughabenden technischen Worte während des Lernens aufnimmt. Und wahrlich, es ist beinahe auch eine neue Wissenschaft — etwas bisher ganz verborgen Gebliebenes — was ich hier meinem Leserkreis, oder vielmehr dem gewissen handgeschüttelten sympathischen Einen enthüllen will: das intime Zusammenspiel zweier kindlicher Herzen.

Die Benennung „mein Schatz“ hat einmal Einer von uns, ich weiß nicht mehr wann und warum (Zufälligkeiten spielen bei Neubildungen eine große Rolle), „mein Schatzos“ ausgesprochen. Diese Endsilbe gefiel uns, wiederholte sich und bürgerte sich ein. (Alles Gesagte, Gedachte und Gethane hat die Tendenz sich zu wiederholen. Diese Tendenz ist das Lebensprinzip jener Dinge, kraft dessen sie zu Organismen gedeihen — wieder-

holte Worte formen sich zu Sprachen, wiederholte Thaten zu Sitten, wiederholte Gedanken zu Systemen.) Überall hingen wir ein „os“ an. Der Kopf verwandelte sich in Schädos, die Ohren wurden Dyros. — Und so entstand auch Es Löwos, dieser Geschichte Helbos. Aber davon später. Die Verkleinerungsilben „chen“ und „lein“ waren in unserer Mundart durch die Silbe „nill“ ersetzt — ein kleiner Koffer und eine kleine Pistole in unserem Besitze hießen „das Koffernill“ und das „Revolvernill“; und öfters nannten wir uns statt Schakos oder Meuns Schakinill oder Meuminill. Wir sagten nicht „Du“ zu einander sondern „Ihr“: „Gebt mir acht auf Euch,“ sagte ich zur Meunen, wenn sie ohne mich ausging, und meine Briefe an sie unterzeichnete ich „der Eure“. Die zusammengesetzten Zeitwörter drehten wir bisweilen auf eine eigene Weise um, z. B. statt „einbohren“, „ausblasen“: „bohreinen“, „blasausen“. Häufig

erhalten auch die Verba die Silbe „os“, z. B. „denkossen“, „saukossen“. Das Ja sprechen wir „ja“ — mit sehr weichem j —, aber ich kann hier keine vollständige Grammatik unserer Sprache geben und werde diese auch in der Folge so viel als möglich in's Deutsche übertragen.

* * *

Wir sind also drei Jahre verheiratet und haben einander so lieb wie am ersten Tag.

Da habe ich mir übrigens einen falschen Satz zu schulden kommen lassen: wir haben einander ganz anders lieb, als am ersten Tage. Die Leidenschaft ist davongeflogen und wir haben uns um drei Jahre lieber, drei Jahre der getheilten Freuden und Leiden, der ausgetauschten Ideen, der einander gezollten Anerkennung für die Eigenschaften und der geübten Nachsicht für die Fehler, der stets freundlichen Behandlung — solche Zeit kann unmöglich an den Herzen vorüber-

gerauscht sein, ohne die darin enthaltene Liebe um ihren Gehalt zu vermehren.

Wir haben uns unser Tischchen zum Ofen geschoben; die Theemaschine summt melodisch und wir rauchen schweigend unsere Zigaretten zum Thee.

„Langweilt Ihr Euch?“ fragt die Meune.

Eine müßige Frage. Sie weiß ganz gut, daß das Gespenst Langeweile bei uns nie Einfuhr hält.

„Nein, mein Schakos“ antworte ich.

„Also an was denkt Ihr so vertieft?“

„An unsere Dienerschaft. Ich gehe mit der Idee um, den Troß zu wechseln. Unser heutiger valet de pied war ungefähr vier Jahre alt und nächstens erwarte ich mir ein Wickelkind.“

Die Sache verhielt sich nämlich so;

Wir hatten keinen eigenen Dienstboten im Haus, sondern eine arme Witwe, die unweit von uns wohnte, amtierte als unsere Bedienerin.

Sie kam des Morgens, machte Feuer an, fegte die Wohnung rein und holte uns das Frühstücksbrod. Zu Mittag brachte uns eines ihrer Kinder das Essen aus dem Gasthof und Abends kam sie wieder, Geschirr waschen, Betten machen u. s. w. Nun geschah es aber häufig, daß sie in ihrem eigenen Haushalt zu beschäftigt, oder unwohl, oder einfach unaufgelegt war, und da stellte sich statt ihrer eine zwölfjährige Tochter bei uns ein, die verschiedenen Arbeiten zu verrichten. Das ließen wir uns gefallen. Ein andermal kam ein achtjähriges Mädchen daher — das war uns schon weniger angenehm; heute aber war unser Dienstpersonal gar auf die Knirpsfigur eines vier- bis fünfjährigen Buben reduziert gewesen — und das hatte in mir die große Idee erweckt, unseren Haushalt einer Reorganisation zu unterziehen, denn ich befürchtete, wie gesagt, daß nächstens ein Säugling dazu angestellt würde, unsere Zimmer zu fegen.

Die Meune erwiderte auf meine Eröffnung:

„Ihr sprecht mir aus der Seele, Liebinill. Brechen wir mit der Familie Richter. Aber die Frau ist ein furchtbar armer Narr, und wenn sie unsere monatlichen sechs Rubel nicht hätte, müßte sie verhungern“

„Also versuchen wir's noch eine Zeit lang — aber erklären wir fest, daß wir es ohne mindestens zwölfjährigen Ersatz nicht thun. Mir ist eigentlich auch leid um das arme Ding.“

„Ihr seid ein Gutinill,“ sagte Meuns, mir die Hand streichelnd.

„Wie man sich doch an alles gewöhnt,“ philosophiere ich. „Wenn ich denke, im Elternhause, da war ich von einer Schar von Dienern umgeben; vom Portier an bis zum Leibjäger meines Vaters — alle gehorchten meinem Winke und ich fand das ganz natürlich. Heute hat mir der Knirps nicht folgen wollen, als ich begehrte, daß er mir den Waschkrug fülle — und

ich fand das wieder natürlich, denn der Krug ist zu schwer — und so trug ich ihn selbst zum Brunnen. Klopft nicht jemand draußen?“

„Sa — mir scheint auch. Wie unangenehm, wenn uns Besuch käme . . .“

Wir brachten unsere Abende immer am liebsten allein zu. Da konnten wir plaudern, lesen, schreiben; auch der Thee mundete uns ganz anders, wenn uns niemand dabei zusah, und so erschien uns jeder abendliche Klopfer an der Vorzimmerthüre als ein Störenfried und Freudensbrecher.

Ich ging öffnen. Richtig kam uns Besuch daher. Eine Landsmännin — die ebenfalls, wie wir, aus besseren Verhältnissen in den Lebenskampf geworfen worden und hier von Lektionengeben lebte.

Diese Landsmännin ist unser Tyrann. Sie ist eine sehr energische und lebhafte alte Jungfer, bildet sich furchtbar viel auf ihre praktische Weisheit ein und überslutet uns mit Ratschlägen.

Sie hat der Neunen zwei Lektionen verschafft — das ist ganz schön — aber sie unterdrückt uns. Sie betrachtet uns als ein paar hilflose Halb-idioten. Sie mischt sich in alle unsere Hausangelegenheiten, will überall einteilen und reformieren, überschüttet uns mit Ermahnungen. Das geschieht alles aus wirklicher Gutmütigkeit und Dienstwilligkeit, was wir dankbar anerkennen und uns den Mut benimmt, das Joch abzuschütteln, unter das uns ihre Freundschaft gespannt hat.

Später ward uns erst klar, daß sie gar nicht so „praktisch“ war wie wir glaubten; denn es erwies sich, daß wir unser Leben billiger und angenehmer hätten einteilen können, als wir in Befolgung ihrer Ratschläge gethan. Sie war es gewesen, die uns unsere Dienerfamilie verschafft; die uns das elende Gasthaus anempfahlen; die uns Holzvorräte einzukaufen zwang, von denen uns die Hälfte gestohlen worden; die uns Möbel mieten half, welche man um denselben Preis auf

Abzahlung hätte kaufen können. Aber Fräulein Klementine war das Bild der stets für Andere sorgenden Vorsehung — und, gerührt, gedrückt, dankbar und resigniert ließen wir uns bevormunden.

„Guten Abend, Kinder“ —

„Ah Klementine,“ ruft die heuchlerische Meune mit dem Ausdruck unbändiger Freude, „das ist eine liebe Überraschung!“

„Aber heiß ist es bei Euch! Das ist nicht gesund. Ihr brennt Öl? Welche Verschwendung!..“

„Wir haben keine Petroleumlampe“ bemerke ich kleinlaut.

„Da muß morgen eine gekauft werden. Ich komme Dich um elf Uhr abholen, Lori (Meuns heißt Eleonore) und wir gehen zusammen eine Lampe besorgen — ich muß ohnedies mehrere Einkäufe machen.“

„Eine Tasse Thee gefällig?“

„Mit Vergnügen. Aber wo nehmt ihr Euern Thee? . . Der hat ja gar keinen Geschmack. . .

Und diese Wurst! Ja — habt Ihr denn gar keinen Respekt vor den Trichinen? Morgen, wenn wir unsere Empletten machen, werden wir einen Vorrat Bisquits nehmen. Man braucht weiter nichts zum Thee.“

„Ich hoffe, nicht den gewissen englischen Zwieback?“ frage ich, da ich das Zeug hatte.

„Gerade den — der ist am besten und ökonomischsten, Nun — wie seid Ihr zufrieden mit der Familie Richter?“

„So. Die Mutter geht an, aber die Kinder werden immer kleiner . . .“

Fräulein Klementine sieht mich verduzt an. Offenbar haben ihre bisherigen Erfahrungen ergeben, daß Kinder immer größer werden; aber sie hält sich bei meiner Bemerkung nicht auf, dieselbe meinem Halbidiotismus zuschreibend, und fährt vergnügt fort:

„Ihr werdet die Richter übrigens nicht mehr brauchen. Es soll jetzt alles anders und besser

werden . . . Ich bringe Euch heute ein Projekt, eine Kombination, die ungeheuer vorteilhaft ist. In dem Hause, das ich bewohne, wird das große Quartier im ersten Stock frei. Das nehmen wir und ziehen uns zusammen. Was Ihr hier, und was ich dort Zins zahle, das beträgt genau den Preis der großen Wohnung und diese ist viel schöner als unsere jetzigen Behausungen. — Ihr müßt sie morgen anschauen kommen . . . Wir führen dann auch nur Eine Menage — was eine große Ersparnis ist . . . Weil Ihr so unpraktisch seid, so übernehme ich den ganzen Haushalt. Am Klavier ersparen wir gleichfalls, denn wir brauchen nur eines zu mieten, für unseren gemeinschaftlichen Salon . . . Die Abende bringen wir dann schön vereint zu; — jetzt können wir wegen der Entfernung nur so selten zusammenkommen und Ihr wißt, wie gern ich in Eurer Gesellschaft bin — Ihr seid ja eine wahre Himmelsfendung für mich — so liebe und an-

genehme Landsleute . . . und Ihr könnt auch ein bißchen von Glück sagen, daß Ihr mich kennen gelernt habt und ich Euch so mit meiner Erfahrung beistehen konnte — denn was die Lebenspraxis anbelangt, seid Ihr die reinen aus dem Ei gekochenen Nüchlein — nehmt mir's nicht übel. Nun, ist mein Plan mit dem Zusammenwohnen nicht herrlich?"

Die Meune und ich stimmten etwas matt aber höflich bei und es ward verabredet, daß die Wohnung am folgenden Tage besichtigt werde.

Nachdem uns Fräulein Klementine verlassen, sind wir ein Bild des Jammers.

Was? wir sollen unser Heim, unser bißchen Selbständigkeit, unser trauliches Beisammensein aufgeben, um von unserer Vorsehung den ganzen Tag beobachtet, bewacht und geleitet zu werden?

Eine große Energie erfaßte mich.

„Da wird nichts daraus,“ erkläre ich fest.

Meuns ist über diese Proklamation sehr froh. Zur Gewissensberuhigung sagt sie aber:

„Billiger käme es zwar . . . und Klementine meint es sehr gut — aber ich bin ganz Eurer Ansicht: es geht nichts über unser Alleinsein.“

„Wir dürften ja nicht atmen wie wir wollen,“ fahre ich fort, um uns im Widerstand zu bestärken. „Unsere Wurst ist ihr nicht recht, unser Lampenöl ist ihr nicht recht, gestern mußten wir unsere Betten anders stellen, weil sie angeblich in der Zugluft waren; Euer Kleid findet sie zu lang, meinen Oberrock zu kurz — Kreuzdonner . . . mir geht die Geduld aus.“

„Bomben und Kartätschen,“ stimmt Meuns bei, „mir ist sie schon längst ausgegangen. Wir werden morgen einfach erklären: wir wollen nicht — voilà tout. Aber klopft nicht wieder jemand?“

Ich gehe nachsehen. Richtig: man klopft. Ich öffne die Thür.

„Sie, Fräulein Klementine?“

„Ja, Kinder — ich habe mein Notizbuch bei Euch vergessen . . . ah — da ist es schon . . . Ich klopfe seit zehn Minuten . . . Ihr müßt Euch durchaus eine Glocke anschaffen — übrigens ist dies nicht der Mühe wert, da Ihr ja nächstens auszieht. Ich glaube gar, Vori — Du bist heute ohne Nieder? Aber, Kind — das darf man sich nicht angewöhnen . . . Heiß ist's hier in dem Zimmer! Ihr müßt schon erlauben, daß ich ein wenig Luft hereinlasse“ — und sie reißt das Fenster auf — „nach zehn Minuten könnt Ihr wieder zuschließen. Aber ich gehe jetzt. Es bleibt also dabei — morgen um elf Uhr hole ich Euch ab und wir sehen uns die Wohnung an. Gute Nacht, Kinder.“

„Gute Nacht, liebe Klementine.“

„Auf morgen denn!“ — Jetzt ist sie richtig fort.

„Warum habt Ihr nicht Courage gehabt,“ werfe ich der Meunen vor, „ihr zu sagen, daß wir von der gemeinsamen Wohnung nichts wissen wollen. Feig seid Ihr!“

„Und Ihr? — Ihr seid der Herr vom Hause — und hättet sollen ein Beto einlegen — aber Ihr seid von einer Feigheit!“

„Sehen wir morgen die Wohnung einfach an, und sagen wir, daß sie uns nicht gefällt.“

„Wenn sie aber tabellos ist, diese Unglückswohnung?“

„Dann heißt es, unsere Rourage mit beiden Händen fassen und erklären, daß wir unser selbstständiges Heim behalten wollen.“

„Ausgemacht.“

„Den ganzen Abend hat uns diese zuwidere Schachtel verdorben; mir fängt sie an, die Nerven anzugreifen. Ich hätte heute noch den Artikel für die „Kölnische Zeitung“ fertig geschrieben.“

„Und ich hätte „Adam Bede“ ausgelesen.“

„Jetzt ist es aber Zeit ins Nest zu gehen.“

„Geht Ihr allein ins Nest?“

„Nein, ich nehme jemanden mit ins Nest.“

„Wen nehmt Ihr mit ins Nest?“

„Die Meune nehme ich mit ins Nest.“

Die obigen fünf Sätze wurden allabendlich gesprochen. So gab es zwischen uns immer eine Menge kleiner Dialoge, die sich regelmäßig und wörtlich wiederholten. Wenn sich so eine Phrase, ein Scherz, ein Gespräch bei uns eingenistet hatte, so hörten wir nie absichtlich damit auf; aber es traf sich, daß durch die Umstände eine Unterbrechung eintrat, oder daß sich ein neuer Dialog, eine unerwartete zufällige Replik einstellte, durch welche der alte Spaß verdrängt wurde und dieser starb dann eines natürlichen Todes. — Das geht schon so auf der Welt; ein ewiges Verschieben, ein beinahe unmerkliches Verändern bewirkt, daß alte Gewohnheiten gerade so gut sterben müssen, wie andere alte Dinge; immer muß dem Neuen, Jungen, allmählich Aufgewachsenen Platz gemacht werden.

So schwanden auch bei uns viele der alten Gewohnheitscherze und neue hatten sich inzwischen

herangebildet, wir wußten gar nicht wie; die alten waren vergessen, und wenn doch durch irgend einen Anlaß die Erinnerung daran auftauchte und ein verblaßtes Stichwort gesagt wurde, so wechselten wir wieder, so gut es ging, die Repliken und riefen dann lachend: „Ein Gespenst!“

* * *

Am andern Morgen ein großer Glücksfall: Klementine schreibt uns, daß sie gehindert sei, die Meune zur verabredeten Einkaufsturnée abzuholen und die Nachricht — die uns ein Balsam ist — daß die betreffende Wohnung ohne ihr Wissen gestern schon vermietet worden.

„Das ist mir ein Stein vom Herzen,“ ruft Meuns.

„Und mir ein Fels.“

„Mir ein Granitgebirge.“

„Mir ein Planet.“

„Mir ein Sonnensystem.“

„Mir ein Weltall — und damit ist das Crescendo einstweilen abgeschlossen,“ sage ich triumphierend.

„O nein — für mich gäbe es noch etwas, das mir mehr gilt, als das Weltall, nämlich Meuns — nur kann mir dieses nie vom Herzen fallen.“

„Schakos, gut's!“

Die Meune steht vor dem Spiegel und kämmt ihr schwarzes Haar, das lang und dicht ihr Gesicht umrahmt wie eine Mähne.

„Das schöne Mähnos,“ rufe ich aus, „wie ein Löwos!“

Meuns kommt herbei und legt ihren lieben Kopf an meine Brust.

„Das Löwos bittet um ein Kuffos,“ sagt sie.

„Löwos, Du königliches Wüstenvieh,“ und willfahrend küsse ich das mähnige Haupt.

Von diesem Tag an allmorgendlich, wenn sich die Meune zum Frisieren das Haar löst, kommt

sie, von mir sich umarmen lassen, was ich thue,
indem ich dazu sänge:

Kohlschwarzes Löwos,
Hab' dich gar so gern
Traderata ratatarata
Traderata rata—tä.

Die letzte Silbe furchtbar lang, wie ein er-
sterbender cornet-à-piston-Ton.

„Der Vortrag!“ sagt Es darauf bewundernd.

Wer „Es“? — Nun, Es Löwos. Es wird
dann zum Frühstück aufgefordert. „Komm zum
K'ffee, Löwos.“ Das läßt sich Es nicht zweimal
sagen. Kaffee wird zum Leibgericht des Königs
der Wüste erhoben. Aber auch die weichen Eier
und Butterbrod verschwinden rasch im Löwenmaul.

Nach dem Frühstück gehe ich an meine Ge-
schäfte, Meuns an die ihren. Zu Mittag finden
wir uns wieder. Wir kommen und gehen nie
ohne Gruß. Immer häufiger geschieht es, daß
ich statt: 'Tag Meuns — B'hüt' Dich Gott,
Meuns — 'Tag Löwos — B'hüt' Dich Gott,

Löwos, sage. Es körpert sich immer mehr und mehr ein in unserer Existenz. Es erzählt Geschichten aus der Wüste. Es wächst mir ans Herz.

„Wie heißt Es eigentlich?“ fragt die Meune.

„Es heißt Es Löwos.“

„Man sagt also nicht der Löwos oder das Löwos?“

„Nein,“ dekretiere ich entschieden, „man sagt Es Löwos“.

Und dabei blieb es. Wenn die Meune manchmal noch irrtümlich „das“ Löwos sagte, so korrigierte ich in strengem Tone: Eessssss Löwos.

So ward ein neuer Artikel geschaffen. Die notwendig gewordenen Biegungen ergeben sich von selbst:

Nominativ: Es.

Genitiv: Ems.

Dativ: Em.

Akkusativ: En.

3. B. Es kommt. Ems Nähnos. Das gehört Em. Ich liebe En.

Anfänglich erschien Es Lömos nur zur Frisierstunde, blieb beim „R'ffee“ und ward den übrigen Tag vergessen; später stellte Es sich auch zum Speisen ein und schließlich blieb es ganz und gar bei uns. Sogar unser Abenddialog ward also modifiziert:

„Ich gehe in's Nest.“

„Geht Ihr allein in's Nest?“

„Nein, ich nehme jemanden mit in's Nest.“

„Wen nehmt Ihr mit in's Nest?“

„En Lömos nehme ich mit in's Nest.“

So ward Es unser Lebensgenosse. Nach und nach erhielt Es Vornamen, Charakter und Biographie. Letztere eine ganze Legende. Es hieß nämlich, daß Es, — Leo Fürchtegott Lömos — Sproß der regierenden Königsfamilie der Wüste, geraubt worden sei, nach Asien gebracht seinen Räubern entlaufen, sich zu mir gerettet

und von mir bei „K'ffee“ aufgezogen. Es war mir bald furchtbar attachiert. Und wie ich En lieb gewann, das treuherzige, gehorsame, kindliche Wüstengeschöpf — ich kann's gar nicht sagen. Ems Porträt habe ich gezeichnet: Eine Gestalt, Verschmelzung von Löwe und Mensch, mit gelockerter Mähne und naïv-gemüthlichem Katzen Gesicht; das Kostüm bestehend aus einem Ordensband, mehreren Großkreuzen und ein paar Sporen. Diese Orden und Sporen gehörten zu Ems unschuldigen Liebhabereien.

Das allmähliche Heranbilden dieser Löwenfigur in unserem Geiste hat mich über die Entstehung von Mythen und Legenden belehrt. Ein unscheinbares Phantasiebildchen giebt den Kern ab und dieser umgiebt sich mit allerlei Hüllen, die daran haften bleiben. Ein Name, eine Vorstellung, eine Traumvision genügt als Mittelpunkt. Die Phantasie thut dann das ihrige, um diesen Mittelpunkt immer reicher zu bekleiden. Da

werden Geschichtchen erfunden, Charakterzüge erdichtet; aus den Geschichtchen folgen andere, aus dem Charakter ergeben sich Konsequenzen. Vieles wird erzählt, was nach und nach wieder vergessen wird, vieles wiederholt sich aber so oft, daß es sich dem Mythos einverleibt.

Das alles habe ich an En Lömos erfahren. Für uns ist diese Gestalt mit so vielen Eigentümlichkeiten, mit so charakteristischen Zügen ausgestattet, daß sie lebt — obwohl sie außerhalb unserer Deider Einbildungskraft keinerlei Existenz hat. Auch habe ich daran den Prozeß beobachten können, durch welchen andere Wahngestalten mit detaillierten Vergangenheitsgeschichten ausgestattet werden, denn ich habe an En Lömos zugleich gesehen, wie Es wirklich entstanden ist und wie sich nachträglich eine ganz andere Entstehungschronik gebildet hat.

Wie unsere Legende geboren worden, habe ich erzählt: durch einen Ausruf, den mir der

Anblick von Meuns aufgelöstem Haar abgezwungen hat; später aber, als Es Löwos schon lebenskräftig bei uns hauste, erfannen wir die andern oberwähnten Geschichten vom Raub und der Wüste u. s. w. Da die ganze Löwenlegende von ihrem ersten Ursprung bis zu völliger Entwicklung in der kurzen Epoche meiner persönlichen Erfahrung liegt, so konnte ich diese doppelte Entstehungsgeschichte — die wirkliche und die fiktive — an ihr beobachten; anders verhält es sich jedoch mit den Mythen, welche die verschiedenen Völker besitzen. Diese ziehen sich durch mehrere Generationen durch, und da geht die Kenntniss vom wahren Ursprung verloren. Ich setze den Fall, die Geschichte von Em Löwos, wie sie heute bei uns feststeht, ginge auf unsere Kinder und Kindeskinde über. Diese würden das Märchen mit allen seinen jetzigen Ausschmückungen — zu denen sie wohl noch neue hinzugefügt hätten — weiter erzählen, aber die Szene vor dem Frisier-

spiegel — die doch den Keim des ganzen enthielt — wäre vergessen, in das schwarze Reich des ewig Ungewußten versunken.

Diese tiefsinnigen Betrachtungen widme ich allen gelehrten Religions- und Mythenforschern, Keilschriftentzifferern, Mumienwühlern und sonstigen archäologischen und paläontologischen Fossilarbeitern.

* * *

Meuns ist krank. Fräulein Klementine lebt nicht mehr in unserer Stadt; sie ist in ihre Heimat zurückgekehrt, um dort unter die „Barmherzigen Schwestern“ zu gehen. Ich bin also allein, mein krankes Löwos zu pflegen.

Der Mensch, den ich auf dieser Welt — nach der Meunen — am liebsten habe, ist der Doktor. Er spricht mir Trost zu, versichert, daß keinerlei Gefahr vorhanden und giebt der Kranken Mittel, die ihren Zustand lindern. Wenigstens kann sie

schlafen, wenn sie die opiumhaltige Arznei genommen hat.

Eine geduldigere, sanftere, freundlichere, ja vergnügtere Patientin als die Meune, kann man sich nicht denken. Dafür giebt sie mir Zeugenschaft, daß ich der angenehmste und liebevollste Pfleger war, und so kommt es, daß wir an jene Leidenszeit nicht ohne Wohlgefallen zurückdenken.

Es ist überhaupt ein merkwürdiges Phänomen, daß uns unsere Vergangenheitsbilder alle freundlich im Gedächtnis blieben; wir wissen zwar, daß Sorge darin enthalten war und Krankheit und Entbehrung — daneben aber auch Heiterkeit, Liebe und allerlei kleine Freuden. Auf alle kleinen Freuden, die uns das Leben bietet, fallen wir mit wahrer Gier her und genießen sie aus; — ein gutes Buch, eine gute Speise, ein guter Schlaf — das Ofensummen im Winter, das Bienensummen im Mai, was weiß ich — wir freuen uns alles dessen intensiv. Im Kränken

sind wir viel zurückhaltender, Ärger und Sorge wird so viel als möglich bei Seite geschoben und alle Aufmerksamkeit auf die Lichtseiten der Existenz konzentriert. Mit Übung haben wir's darin weit gebracht. Zu Zweien geht es auch leichter, denn sowie etwas Unangenehmes geschieht, so giebt sich jeder von uns Mühe, den Andern davon abzulenken, ihn zu zerstreuen; während die angenehmen Dinge von allen Seiten beleuchtet, unter ein Mikroskop gelegt und scharf beobachtet werden.

Ich sollte meinen, wenn ich an jene Krankheitszeit zurückdenke, daß die Erinnerung daran eine sehr traurige sein müsse, denn zu dem Unglück, welches an und für sich jede Krankheit ist, gesellte sich noch Geldmangel. Die Lektionen waren ausgefallen; meine Zeitung hatte eine Serie Artikel, als ihrer politischen Tendenz zuwiderlaufend, zurückgeschickt, aber — trotz alledem —: es sind auch schöne Erinnerungen.

Ich bin, wie gesagt, allein da, das franke

Wüstengeschöpf zu pflegen und verlass' es Tag und Nacht nicht — (die Kontorarbeiten verrichte ich zu Hause), außer um Besorgungsgänge zu machen. Abends schiebe ich meinen Arbeitstisch zu Ems Bett und schreibe da, während Es schlummert. Wird Es wach, so lese ich Em vor, oder mache ein paar Paciencen, um En zu zerstreuen. Dann bereite ich die Limonade, oder die Mandelmilch, die Em ungeheuer schmeckt. Und dieser dankbare Blick, den mir die guten Löwenaugen senden, wenn ich Em etwas reiche, oder Ems Polster aufgeschüttelt habe!

Mein Arbeitstisch steht wieder wie allabendlich an das Bett gerückt. Meuns liegt mit geschlossenen Augen da. Ich habe eben einen Artikel fertig geschrieben. Ein Lichtschirm schützt die Kranke vor dem Schein der Lampe.

„Schläfst Du, Löwos?“ frage ich leise. Dem Löwos sage ich „Du“ nicht „Ihr“

Die Meune öffnet lächelnd die Augen.

„Nein,“ sagt sie; „Es denkt.“

„Woran? An die Wüste — hat Es etwa Heimweh?“

„Heimweh hat es nicht — denn es ist bei Euch so gut daran.“

„Armes, bescheidenes Geschöpf!“

„Aber schön ist es in der Wüste allerdings . . . Es besitzt dort eine Pracht-Dase — Dase Nr. 15 — alles voller Palmen.“

„So? Und das ist jetzt alles verlassen?“

„Nein — Es hat einen Verwalter dort.“

„Und wer ist Ems Verwalter?“

„Ein Krokodillos.“

„Ach ja, ich habe davon gehört — aber es soll En Löwas gehörig beschummeln.“

„Das kann schon sein.“

„Ich sehe auch niemals Geldbriefe aus der Wüste ankommen . . . Und wir könnten jetzt gerade so gut den Ertrag einer Palmensechfung

brauchen. Es Löwos wird seinem Verwalter schreiben müssen . . .“

Die Meune richtet sich ein wenig auf.

„Willst Du etwas, mein alter Fürchter?“

(Abkürzung von Fürchtegott.)

„Sa — einen Schluck Limonade.“

„Da hast Du. — Gut, Du Löwos?“

„O so gut — besser als Palmenwein.“

„Ja, die Löwossoffer (Plural von Löwos) sollen sich manchmal arg besaufossen.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Es steht im Wüstenbuch.“

„Seite?“

„Seite 340,508.“

„Unter welcher Rubrik?“

„Unter der Rubrik Saufossen.“

„Ihr kennt also das ganze Wüstenbuch auswendig?“

„Natürlich kann ich's auswendig — ich mußte darüber Examen bestehen.“

„Das muß ein anstrengendes Studium gewesen sein.“

„Biemlich; es hat eine Million Seiten und es steht alles darin, was die Geschichte der Löwossoffer betrifft.“

„Auch daß Es jetzt krank ist?“

„Versteht sich. Täglich muß an die Redaktion des Wüstenbuchs ein Bulletin geschickt werden. Es ist ja als Kronprätendent die wichtigste Persönlichkeit der Wüste.“

„Es bleibt aber bei Euch — nicht um alle Kronen und Throne der Welt wird es Euch verlassen.“

„Du mein guter Fürchterich, Du!“

Mehrere Monate lang blieb die Meune krank. Dazwischen Perioden scheinbarer Genesung, gefolgt von Rückfällen. Zum Glück hat mich während der ganzen Dauer der Krankheit nicht eine Minute die Angst erfaßt, daß sie einen tödlichen Ausgang nehmen könnte. Darüber hatte

mich der Arzt zu gründlich beruhigt — überhaupt glaube ich, daß ein solcher Gedanke über meiner Fassungskraft gelegen wäre.

Und so ward Es Löwos wieder gesund. Der Legende blieb das Faktum einverleibt, daß es „als a kleiner“ sehr elend war und von mir mühsam aufgepflegt worden ist.

* * *

Wir sitzen auf dem Holzbalkon vor unserm Bauernhäuschen.

Wir haben nämlich die Stadt verlassen und befinden uns in einem Dorfe, einer Art Wildnis. Weit und breit niemand, mit dem Umgang zu pflegen wäre. Ein französischer Prinz, mit dessen Familie wir befreundet sind, läßt ein Schloßchen umbauen, das er hier in der Nähe besitzt, und ich ward beauftragt, die Arbeiten zu überwachen.

Unweit von besagtem Schloßchen haben wir ein nettes kleines Bauernhaus gemietet, das wir

uns ziemlich gemütlich eingerichtet. Die weißgetünchten Wände bekleideten wir mit buntem Stoff; Vorhänge, Teppiche — unsere Bücher und Bilder, der wohlgarnierte Schreibtisch, ein paar Fauteuils, ein Schirm und ein Pianino geben unserem „Salon“ einen behaglichen Anstrich.

Vor der Thüre, auf die Dorfstraße hinaus, war eine Holzterrasse und auf dieser saßen wir gewöhnlich des Nachmittags. Morgens früh ging ich an meine Beschäftigungen, kam um elf Uhr zum Gabelfrühstück nach Hause, hierauf zu der Arbeit zurück, bis zu unserer Dinerstunde: sechs Uhr. Dann blieb ich schon ganz zu Hause. Die Meune hatte jetzt keine Lektionen zu geben — sie beschäftigte sich mit Musik und Novellenschreiben. Ich meinerseits benützte auch jede freie Stunde zu schriftstellerischen Arbeiten.

Der Gehalt, den ich für meine Bauüberwachung bezog — an und für sich recht unbedeutend — genügte beinahe für unseren Unterhalt, da das

Leben in unserem Dorfe wahrhaft nicht kostspielig war. Der Zins nicht der Rede wert, die Lebensmittel spottspillig; unsere größten Auslagen waren eigentlich die Abonnements auf verschiedene Zeitungen und Revuen und die Raten für das Pianino, das wir auf Abzahlung genommen. Die Hausarbeiten besorgte uns die Tochter unseres Wirtes, ein deutscher Ansiedler, der ein zweites Häuschen hinter dem unserem bewohnte. Dieses Mädchen kochte gut und hielt unsere Wohnung rein wie ein Schächtelchen. Es war eine recht angenehme Existenz.

Wir sitzen also auf dem Balkon und erwarten den Briefträger.

Heute ist Posttag. Die Post kommt nämlich nur zweimal wöchentlich in unserem Dorfe an; das ist uns nicht unangenehm, weil auf diese Art jede Woche zwei ereignisreiche Tage enthält, auf die wir uns in der Zwischenzeit schon immer freuen. Wenn man sich sagen kann, „morgen

ist Posttag“, so giebt das am Vorabend ein befriedigtes Schlafengehen. Käme die Post täglich, oder gar, wie in großen Städten, täglich mehrmal, so müßten wir oft die Enttäuschung erleben, daß der Briefträger vorüberginge, ohne uns etwas zu bringen; so konnten wir aber sicher sein, daß er jedesmal ein starkes Paket für uns hatte: Zeitungen, Postkarten, Briefe — mitunter Wertsendungen von seiten der Redaktionen. Diese kamen meist in dem Momente an, wo wir sie am notwendigsten brauchten (oder scheint mir das nachträglich so, weil wir eben immer etwas notwendig brauchten?) und das war dann eine große Freude. Denn wie gesagt, mein Gehalt genügte beinahe, aber nicht vollkommen, um unsere Auslagen zu decken — dadurch kamen wir in die angenehme Lage, das Geld, das uns von außen zufloß, auch wirklich notwendig zu brauchen.

Um sieben Uhr, regelmäßig, sieht man von

weitem die Postbotengestalt um die Ecke biegen. Es ist dreiviertel auf sieben — wir sind daher schon in gespannter Erwartung. Neben uns auf einem Tischchen stehen die halbgeleerten Tassen schwarzen Kaffees; wir sitzen einander in bequemen Schaukelstühlen gegenüber und rauchen unsere Zigaretten.

Zwei Jahre sind seit der Entstehung Em's Löwos vergangen und das gute Vieh blüht und gedeiht in unserer Mitte; eine Menge neuer Geschichten bereichern dessen Biographie; neue Charakterzüge haben sich entwickelt und das Wüstenbuch ist immer dicker geworden. Es ist ganz gesund, Gott sei Dank, aber oft sprechen wir von der Zeit, wo Es ganz klein und elend daher gelaufen und ich En bei „K'ffee“ aufgepäppelt habe. „K'ffee“ ist zwar noch immer ein Lieblingsgericht von Em; Es hat aber nach und nach alles übrige Eßbare verschlingen gelernt und Em's Devise heißt „Immer bei Appetit“ abgekürzt „Appa“.

„Gut war unser Freßßen heute . . .“ sage ich in schwärmerischer Reminiszenz der eben verfloßsenen Stunde — „die Ente war delikat — offenbar eine Wildente, frisch von der Wüste geschickt.“

„Auch der Aprikosentuchen war nicht ohne,“ spricht die Meune träumend.

„Das Ganze war löwisch“. Dieses Adjektivum drückt uns den Superlativ aller guten Eigenschaften aus.

„Wir leben überhaupt nicht schlecht.“

„Das will ich meinen! Es ist doch am angenehmsten, wenn wir so allein sind, Ihr, Es und ich — wenn Einen niemand Ratschläge und Ermahnungen oktroyiert. Erinnert Ihr Euch an Klementine?“

„Ach ja, was nur aus ihr geworden sein mag? Seit einem Jahre haben wir keine Nachricht mehr von ihr. Aber auf unsere einsam angenehme Existenz zurückzukommen: schade, daß sie

nicht dauern kann. Eure Arbeiten im Schloßchen sind bald beendet — was dann?“

„Das wird sich schon finden. Wir brauchten eigentlich so wenig, um ganz glücklich zu sein . . .“

„Es Löwos ist ganz glücklich.“

„Weil Es so eine gute, bescheidene, alte Wüstenbestie ist. Aber ich wollt' Em doch ein sicheres Heim bereiten können, wo alles nach Löwengeschmack eingerichtet wäre —“

„Ach ja: unsere langgeträumte Villa. Von der haben wir noch immer nicht den ersten Stein — geben aber die Hoffnung darauf nicht auf.“

„Es ist doch merkwürdig, daß der Mensch ein fast ebenso starkes Nestbedürfnis empfindet, wie der Vogel. Die meisten irdischen Glücksträume gehen darauf hinaus ein eigenes warmes Nest zu haben.“

„Wo wir Zwei beisammen sind, ist eigentlich das warme-Nest-Gefühl schon befriedigt — wenn

auch das Dach, das uns schützt, uns nicht gehört
— vielleicht auch, wenn wir gar kein Dach
hätten . . .“

„In diesem Fall gingen wir in Ems Dase
— und wären auch daheim. Was uns wohl die
Post heut' bringen mag?“

„Die zwei vorigen Posttage waren so miserabel,
daß ich heute eine ganze Ladung erwarte.“

„Können die Doktors schon Antwort haben
auf ihren Roman?“

(Wir haben dem großen und dem kleinen
Gehirn dem Namen „großer Doktor“ und „kleiner
Doktor“ gegeben. Darunter denken wir uns näm-
lich die Verfasser unserer litterarischen Arbeiten.
Zum Unterschied von den schreibenden Hemisphären
der Meunen, welche den Dokortitel führen, heißen
meine beiden Gehirne die Magisters. Nicht ich
— nicht die Meune — am allerwenigsten Es
Löwos schriftstellert; das ist das Amt der Doktors
und der Magisters, welche sich nach und nach

in unserer Vorstellung auch zu personifizieren beginnen.)

„Freilich,“ antwortet Meuns; „schon seit vierzehn Tagen könnte Antwort da sein. Übrigens bin ich auf eine abschlägige Antwort vollkommen gefaßt. Unter den hundert Manuskripten, die bei der Redaktion einlaufen, wird doch nicht das der Doktors der gewählt worden sein. Und die Magisters, was erwarten die?“

„Die Magisters haben jetzt, wie Ihr wißt, sehr wenig Zeit zum schreiben.“

„Von zu Hause könnte auch wieder Nachricht kommen . . . Wenn nur dort einmal ein Glücksfall einschlagen wollte!“

Wir sind nämlich längst nicht mehr mit unserer Familie auf gespanntem Fuße. Aber inzwischen haben meine Eltern bedeutende Vermögensverluste erlitten; wir sind daher zur Fristung unserer Existenz, ganz auf eigene Kräfte angewiesen und wollen es auch nicht anders.

„Das wäre ein Fest, wenn wir an einem schönen Morgen in die Heimat zurückkehrten! Wie Es Lövos alle dortigen Dinge anstaunen und bewundern würde! — Es kennt ja unser Wien nicht!“

„Natürlich nicht — da es aus der Wüste direkt zu Euch gekommen.“

„Erwartet Es keinen Brief von seinem Güterdirektor, dem Herrn Krokodilos?“

„Ach, der schreibt immer so schlimme Berichte — und schickt niemals Einkünfte.“

„Mir kommt Es sehr verdächtig vor — vielleicht ist die ganze Geschichte von der Daseherrschaft nur eine Löwengroßsprecherei . . .“

„Es läßt fragen, ob das dort am Horizont der Abendstern ist?“

„Aha — jetzt lenkt Es wieder das Gespräch ab, wie immer, wenn von Ems Besitzungen die Rede ist — o Lövos, Lövos, Du fürchtbar schlauer Wüsterich — Du bist mir sehr verdächtig!“

„Der Briefträger!“

Richtig. Der mit Spannung Erwartete kommt quer über den Weg auf unser Häuschen zu und hält ein großes Packet Brieffschaften in der Hand.

Dieser Pack sieht schon von weitem ungeheuer sympathisch aus. Ich nehme ihn froh in Empfang und gebe dem Boten das für ihn bereit gehaltene Trinkgeld.

„Von wem? Von wem? Laßt sehen!“ ruft die Meune gierig.

„Langsam — langsam — Eins nach dem andern. „Revue des deux mondes“ und ein Heft „Nord und Süd,“ „Über Land und Meer,“ „das Echo,“ „Magazin“ — das sind zwei Preis-kourants.“

„O, mit Eueren langweiligen Preis-kourants!“

„Eine Postkarte aus Deutschland — Gartenlaube-Redaktion — das ist für die Doktors — o, Ihr armen Doktors: „Wir bedauern, für Ihr

Manuskript keine Verwendung zu haben. Die Arbeit paßt nicht in unseren Rahmen. Erfreuen Sie uns mit anderen Einsendungen.“ — Ein Brief von zu Hause — Ein Brief von meinem Schloßbesitzer — und hier zuguterlezt wieder für die Doktors von der Verlagsanstalt, Stuttgart.“

„O weh — das ist sicher auch eine Ablehnung — Sehen wir! „Geehrte Frau! Wir akzeptieren Ihre uns freundlichst übersandte Erzählung „Hanna“ zum Abdruck in einem unserer Journale und expedieren gleichzeitig mittels Geldbriefes ein Honorar von 800 Mark.“

Ich stehe auf und verbeuge mich grüßend: „Doktors, meine devotesten Glückwünsche.“ —

„Dua, qua, qua,“ entgegnet die Meune freudig.

Ich weiß nicht wie es gekommen, aber die Sprache der Hirndoktoren ergeht sich nur in der Silbe „qua“, welche verschiedenartig intoniert wird — etwas tiefer, wenn der große Doktor spricht — und ganz hoch vom kleinen Doktor.

Das hat nach sich gebracht, daß wir uns die würdigen Doktoren in Gestalt von Fröschen vorstellen. Aber Frösche, welche hinterm Ohr eine Feder und im Arm eine Laute tragen; als Kostüm — für große Gelegenheiten — einen palmengestickten Frack, gleich den Mitgliedern der französischen Akademie.

Das war ein Vergnügen! Erstens die Ehre: es ist keine Kleinigkeit, unter hundert Mitbewerbern gewählt worden zu sein; keine Kleinigkeit, das Bewußtsein, von hunderttausend Lesern gelesen zu werden . . . Ich freue mich gerade so lebhaft wie die Meune selbst. Wir haben unsere Existenzen so verschmolzen, daß es, was die Empfindung anbelangt, ganz gleichgiltig ist, ob eine Freude oder ein Leid sie oder mich trifft. Wie oft hat mir ein Glas Wasser geschmeckt, das ich die Meune trinken sah, wenn sie recht durstig war, wie oft geriet die Meune in Born, wenn mir jemand etwas Ärgerliches zufügte!

Neben der Ehre ist aber auch keine geringe Freude das Geld. Solche, die niemals Entbehrungen gelitten haben, die niemals in die Lage kamen, daß sie nicht wußten, wovon sie am kommenden Tage leben, wovon sie eine dringende Schuld zahlen würden, solche Leute wissen nichts von der Bönne, die in solchen Fällen eine hereingeschneite Summe bringt, eine so ehrenvoll verdiente noch dazu!

Wir haben diese Bönnen oft erlebt; gewöhnlich wenn wir, was die Engländer hard up nennen — waren, schlug etwas Unerwartetes ein. Dieser Fall muß übrigens auch bei anderen Leuten öfters eintreffen, da sich daraus das Sprichwort gebildet hat: „Wo die Not am höchsten, ist die Hilfe am nächsten“. Es ist demnach allen in der höchsten Not Befindlichen dringend abzuraten, sich umzubringen. Ich kann den Fall von einem armen Teufel nicht vergessen, der sich in arger Geldbedrängnis erschossen hatte und dem am Tage

seines Begräbnisses die Nachricht von einer unerwarteten reichen Erbschaft in's Haus gebracht worden ist.

Wir haben es in unserem Lebenslauf so oft erfahren, die Meune und ich, daß in kritischen Augenblicken uns Hilfe kam, daß wir darauf fast schon zu rechnen begannen. In Jules Verne's „*l'île mystérieuse*“ hatten wir von einigen Schiffbrüchigen gelesen, die auf eine unbewohnte Insel verschlagen waren; sobald sie eines Gegenstandes sehr notwendig bedurften, fanden sie denselben plötzlich in ihrer Mitte vor — Speisevorräte bei Hungerfällen — Chinin bei Fieberfällen u. s. w., ohne sich erklären zu können, auf welche Weise es herbeigeschafft worden. Zum Schluß stellt sich heraus, daß der in seinem unterseeischen Schiffe „*Nautilus*“ verborgene Kapitän Nemo es war, der den Bedrängten zu Hilfe kam. In Hinblick auf diese Geschichte pflegten wir bei solchen unerwarteten Sendungen zu sagen: „Das

hat der Kapitän Nemo geschickt," und wenn uns die Zukunft irgendwie drohend ausah, meinten wir tröstend: „Das ist des Nemo Sache, er wird schon sorgen.“ Und er hat seine Sache immer gut gemacht, unser Kapitän Nemo.

Diesmal waren uns die betreffenden achthundert Mark wieder außerordentlich zurecht gekommen. Wir wußten nicht, womit unsere nächste Klavierabzahlung bestreiten, brauchten eine Menge Kleinigkeiten in unseren Haushalt, und so fühlen wir uns jetzt ganz reich.

„Dieser Nemo ist doch herrlich," bemerkt die Meune.

„Ja, er verläßt En Löwos nie — weil Es gar so ein braves unschuldiges Wüstenvieh ist — Nemo kann es nicht vertragen, daß Es Kummer habe. Übrigens kommt diesmal das Verdienst den wackern Doktors zu. Ich habe es ihnen immer prophezeit, daß sie für ihren Fleiß wieder einmal belohnt werden — die beiden Haber-

lumpen.“ (Die Doktors sind nämlich als sehr geizig bekannt.) „Ich gratuliere Euch nochmals, Ihr Doktors — das ist jetzt ein Anlaß, Eure Palmenfracks anzuziehen und Euch generalzuversammeln. Hört Ihr dort über dem Weg den Froschchor? Das ist eine Sitzung, wo über den Triumph der Doktors deliberiert wird. Was werden denn die beiden Haderer für ein Fest geben?“

„Sie werden die Magisters zum Souper einladen — auf einen Fingerhutvoll gezuckerten Thau und zwei gebackene Linsen!“

„Nein — ein paar solche Schmutziane!!“

Es fängt an finster zu werden; wir verlassen die Terrasse und ziehen uns für den Abend ins Haus zurück. Kaum haben wir das Zimmer betreten, so umarmen wir uns — wie jedesmal, wenn etwas Besonderes vorgefallen. Das ist so unsere Art, uns unser Beileid und unsere Beifreude auszudrücken.

Da der heutige Anlaß ein besonders freudiger ist, so folgt auf die Umarmung die Löwenpolka — von Em selbst komponiert. *)

„Schön ist Ems Löwenpolka!“ sage ich, wie jedesmal, wenn Es diese Komposition vorgetragen hat. „Und schön muß das sein, wenn zehntausend Löwossöffer in der Wüste — auf einem Hinterprankos — diese Polka hüpfen.“

Jetzt wollen wir eine Liste aufsetzen und es uns einteilen, wie wir das Geld verwenden.

Ich zünde unsere Lampe an und wir setzen uns zum Schreibtisch. Das ist unser gewöhnlicher Platz. Der Tisch ist sehr groß und mit zwei Mappen und zwei Tintenfassern versehen. Ich sitze in der Mitte; die eine Flanke des Tisches ist an die Wand gerückt, an der anderen Flanke

*) Anmerkung des Setzers: Hier steht im Manuskript eine nicht reproduzierbare Notenschrift; wir verlassen uns auf die musikalische Phantasie des „Einen“!

sitzt die Meune. Hier bringen wir die Abende in gemeinsamer Arbeit zu.

Ich öffne die Mappe und bereite ein Blatt Papier, um die angenehme Liste aufzusetzen.

„Vor Allem,“ frage ich, „was braucht Es Löwos?“

„Vor Allem,“ erwidert die Meune — „hundert gehören fürs Klavier . . .“

„Steht schon da.“

„Zweihundert für unsere Schulden — zweihundert en réserve behalten.“

„Bleiben uns dreihundert zu unseren Einkäufen. Ich frage noch einmal — vor Allem, was braucht Es Löwos?“

„Ihr braucht auch Verschiedenes, Meuns.“

„Das kommt später — fangen wir bei Em an — das ist das Wichtigste!“

„Em sind Eure Bedürfnisse das Wichtigste . . .“

„Guter alter Wüsterich — gieb mir Dein Prankos . . .“

„Wir müssen eine neue Theefanne und etwas Tischwäsche haben.“

„Gut; und ich brauche neue Socken!“

„Es Löwos auch — für En auch Hinterprankosschläuche!“

„Gut — und vielleicht einen Hüllerer?“

„Ach, in dieser Dorfeinsamkeit sind neue Kleider überflüssig — Hüllerer hat Es genug. Wie gesagt, nur ein Duzend schöne Fil d'Ecosse-Strümpfe und Chevreau-Schuhe. Es will immer schön chauffierost sein — Es bildet sich etwas ein auf seine Hinterprankosflosser.“

„Meine Herrschaften!“

„Ferner wollten sich die Doktors vom Buchhändler Einiges bestellen.“

„Die Magisters auch.“

Nachdem die Liste aufgestellt ist, ergiebt sich, daß der Reservefond herhalten muß. Wozu auch

einen Reservefond? Für schwierige Lagen? Für die war ja Kapitän Nemo da!

* * *

Wir sitzen wieder auf unserem Balkon. Diesmal ist nicht Posttag. Vor uns liegt die Dorfstraße. Manchmal fährt ein großer Fuhrwagen vorbei, dem ein Füllen nachläuft; Bauern und Arbeiter kehren von ihrem Tagewerk heim; ein Trupp schnatternder Gänse wackelt vorbei. Es ist Herbst; am Himmel sieht man Rabengruppen, die alle nach einer Richtung über unser Dach hinweg fliegen — wir bemerken dazu:

„Sie begeben sich in den Rabenklub.“

Nach einer Viertelstunde fliegen sie wieder alle in der entgegengesetzten Richtung zurück.

„Das Klubfest ist heute abgesetzt worden,“ erklären wir dieses Phänomen.

Wir langweilen uns nicht. In dieser unserer Dämmerungsplauderstunde haben wir uns immer sehr viel zu sagen; und wenn wir auch schweigend

dasitzen, den Rauchringen nachsehend, die unseren Zigaretten entsteigen, wir haben doch das gesellig-behagliche Gefühl beisammen zu sein, ein ziemlich großer Freundeskreis: die Meune, ich, die Magisters, die Doktors und an der Spitze Es — und rittlings am Balkongitter „die Herrschaften“.

(Mit Letzteren hatte es folgende Bewandtnis: wir sind nämlich gewohnt, wenn uns etwas in Erstaunen setzt, auszurufen „Meine Herrschaften!“ Es impliziert das eine Art Kritik. Es ist als rief man die Herrschaften zu Zeugen auf, daß so etwas Absurdes gesagt worden oder geschehen ist. Nachdem sich diese Apostrophe sehr oft wiederholt hatte, frugen wir einmal: „Wer sind denn eigentlich diese Herrschaften und wo sind sie?“ Aus unseren verschiedenen Antworten auf diese Frage ergab sich, daß die Herrschaften ein Halbduzend gnomenartiger Hausgeister seien, die uns immer gegenüber sitzen. Wir erfannen für sie die halsbrecherischsten und unbequemsten Stellungen:

entweder waren sie auf den Karnisen postiert, oder an der Hängelampenkette aufgehängt, oder auf der Eisenstange des Kofenvorhangs reitend. Zudem dachten wir sie uns ziemlich schmutzig und hundsmaßer, da sie sich weder wuschen noch nährten, sondern immer in Bereitschaft harrten, apostrophirt zu werden. (Eine klägliche Existenz!)

Wenn wir schwiegen, so fehlte es uns nicht an Stoff zu angenehmen Gedanken, und wenn wir sprachen, fehlte uns auch der Stoff zu anregender Unterhaltung nicht. Entweder es waren Erinnerungsbilder aus schöner Zeit, Szenen aus den Honigstunden unserer Liebe, die wir am Gedächtnis vorbeiziehen ließen; oder es waren spanische Schlösser, die wir in die Zukunft bauten, oder Wüstengeschichten und sonstiges närrisches Zeug; oder ganz objektive Gespräche über die Ereignisse der Zeit, (unsere Journallektüre hielt uns stets auf dem Laufenden) endlich Betrachtungen über allerlei konkrete und abstrakte Fragen.

Wenn mitten in unseren Gesprächen von weitem das Hi—ah eines Esels erschallt, was in unserer Dorfstraße häufig vorkam, so fragt der Eine — der gerade zuerst kommt — den Andern teilnahmsvoll: „Was ist Euch Meuns, warum schreit Ihr?“ — worauf der Andere ganz traurig antwortet: „Das bin nicht ich, Meuns“ — „Wer denn, Meuns?“ — Ein anderer Esel, Meuns.“ „Ah so!“

Wir philosophieren oft stundenlang miteinander: Über Gott und Ewigkeit; über die Wunder der Schöpfung, die Unendlichkeit der Sternenwelt, die Geschichte der Menschheit — allerlei religiöse, soziale und politische Probleme. Wir haben zum Glück in allen Dingen Einen Glauben, sonst brächten uns derlei Gespräche eher Bitterkeit als Genuß. Unser Losungswort in allen Sachen des Gedankens und überall hin ist: Freiheit. Aller Chauvinismus ist uns verhaßt — Liebe, Fortschritt und Glück sind unsere Dogmen. Den

Weltmysterien gegenüber sind wir sehr demütig. Wir nehmen keines der Weisheitssysteme an, welche uns von verschiedenen Universumserklärern als Lösung aller Rätsel aufdisputiert werden wollen, und versuchen am allerwenigsten, eine eigene Lösung zu erfinden. Wir betrachten uns als Ameisen — sowohl in unserer körperlichen Nichtigkeit als in unserer geistigen Schwäche. Daß der Mensch gewissen Problemen gegenüber staunen und fragen darf, betrachten wir schon als eines seiner besten Vorrechte — aber das Antworten und Erklären liegt weit über seinem Horizont.

Folgende Hypothese haben wir in unseren Gesprächen öfters aufgestellt und entwickelt: Vielleicht verhalten wir uns zur Welt, deren winzige Bestandteile wir ja sind, wie sich die einzelnen Blutkörperchen, die einzelnen Nervenzellen zu einem ganzen menschlichen Organismus verhalten: was weiß so ein Zellchen von den Gedanken, Absichten

und Handlungen des großen Wesens, in dessen Dienst es steht, was fühlt es von der Bewußtseinssumme, in welcher es doch auch als Posten enthalten ist? Vielleicht ist auch die Erde ein Lebewesen — vielleicht wenn an ihrem Körper eine große Revolution vorgeht — ein Erdbeben oder so etwas — vielleicht fühlt sie an der betreffenden Stelle einen stechenden Rheumatismus; und wenn eine Epidemie oder eine Hungersnot ihre Parasiten verheert, vielleicht hat sie da, eines lästigen Juckens müde, an jener Stelle Schwamm und Bürste gebraucht . . .

Es macht uns Spaß, solche und ähnliche „Vielleicht“ uns auszumalen. Die Kleinheit, die wir dabei der menschlichen Wichtigkeit zumessen, erfüllt uns nicht mit betrübter Beschämung. Im Gegenteil; je geringer wir uns die Rolle denken, die uns im Universumskonzert zugeteilt ist, desto strahlender gestaltet sich unsere Vorstellung vom All. Wer so wie die hergebrachte religiöse und

metaphysische Orthodoxie es fordert, den Menschen als den Glanz- und Mittelpunkt der Welt, als den Hauptgegenstand göttlicher Sorgen hinstellt, der kennt — obwohl er das Wort so oft im Munde führt — der kennt die Demut nicht.

Heute sind wir wieder einmal daran, unser Lustschloß — oder vielmehr unsere Lustvilla zu bauen. Von Palästen, Parks, Gestüten, glänzenden Festen, Pracht und Aufwand wollen wir nichts wissen. Solche Glücksideale haben wir uns wohl in unserer frühen Jugend gemacht; aber jetzt, nach allem was wir vom Leben erfahren und gekostet, ist unser Wünscheziel ein ganz anderes geworden. Wir haben zwei Freuden kennen gelernt, die wir nicht mehr wissen wollten; die Freude des traulichen Beisammenseins und die Freude der geistigen Arbeit. Und im Strudel des großen Weltlebens gehen diese Dinge notwendig unter — da giebt es keine studiumgefüllte

Abende mehr, die man zusammen über geliebten Büchern zubringt; kein rundes Tischchen mit zwei Bedecken, das man sich zur Kaminflamme gehoben, um in tête-à-tête zu schwelgen . . .

Ferner haben wir kennen gelernt, was entbehren heißt, und dadurch auch die Freuden zu schätzen gelernt, die im mäßigen Besitze liegen. Wenn wir Millionen und wieder Millionen hätten, würde da Es Löwos noch seine Freudenpolka über ein Duzend Paar Hinterprankoschläuche aufführen, würden wir uns noch dazu gratulieren, daß wir eine gute Matratze im Nest, ein blankes Christoflesilber auf dem Tisch und frische Blumen in den kleinen Vasen haben?

Unsere Villa müßte zwar mit großem Komfort, mit viel Geschmack eingerichtet sein. Eine große Bibliothek wollten wir haben — alle interessanten Erscheinungen ließen wir uns kommen. Wir sind zwar gern allein, aber Wilde sind wir darum nicht, und wir wollten unsere Villa gern in der

Nähe einer bedeutenden europäischen Stadt haben, damit wir öfters hineinfahren könnten, uns an Theatern und Kunstausstellungen zu erfreuen, und damit öfters Gäste zu uns herauskämen. Aber Gäste nach unserem Herzen: bedeutende Menschen, liebe Menschen, geschmeidte Menschen, mit denen sich ein vernünftiges Gespräch führen, oder gute Musik oder ein gemütlicher Plausch machen läßt. Nicht jene steifen Weltpuppen, mit welchen die ganze Unterhaltung nur über Sport, über Gesellschafts-Klatsch und über die Verderbtheit des Jahrhunderts geführt werden soll.

Uns freut im Gegentheil an unserem Jahrhundert, das was Jene Verderbtheit nennen, während uns daran noch kränkt, was Jene erhalten wollten; die feudalen, kriegerischen und abergläubischen Reste aus alter Zeit . . . Ein hübscher Garten müßte unsere Villa umgeben, woraus das frischgepflückte Obst und die thau-nassen Blumen uns Tafel und Zimmer schmückten.

Viel Blumen hätten wir um uns, Winter und Sommer, — aber besonders das Frühjahr mit seinen Veilchen- und Fliedergaben, mit seinen rankenden Gaisblattblüten und Schlingrosen würde unser Heim in einen Lenztempel verwandeln; und wären wir auch schon alte Leute — Es nicht mehr ein kohlschwarzes, sondern ein silberweißes Löwos — in unseren beiden frohen Herzen lachte doch noch ein Mai. Einen besonderen Möbel-luxus hätten wir nicht — keine Damasttapeten, Kronleuchter und hohe Spiegel; aber unser Arbeitszimmer — das Heiligtum der Doktors und Magisters — wäre in strengem Geschmacke reich und behaglich eingerichtet, der Schreibtisch, groß wie ein Monument, denn es bliebe wohl immer dabei, daß wir neben einander arbeiten würden, beim Scheine derselben Lampe.

Hier waren wir in der Ausstattung unserer Luftvilla angelangt, und freuten uns, als ob wir sie schon hätten.

„Und wie wird unser Heim heißen?“ fragt die Meune.

„Löwenest, natürlich!“

„Was würden Ems Verwandte in der Wüste — die ja in Höhlossoffer wohnen, dazu sagen, wenn sie Ems zivilisierte Residenz zu sehen bekämen? Übrigens ist es in der Wüste bekannt, daß Es zivilisiert ist. Wenn Es einmal nach Hause reist und auf der Pyramidenspitze sein großes Klavierkonzert giebt . . .“

„Da werden fünfzigtausend Löwossoffer applaudieren. Diese Prankossoffer, die nur geschaffen waren, Beute untereinanderzuhauen, Chopin'sche Nocturnes spielend — das ist kein geringes Wunder!“

„Neulich war eine Deputation aus der Wüste da, um Em anzutragen, den Thron seiner Ahnen wieder zu besteigen.“

„So? Und hat Es angenommen?“

„O nein; Es hat erklärt, daß Es bei Euch bleibt.“

„Treuer, alter Fürchter!“

„Es ist ja sehr glücklich bei Euch — Ihr seid so gut mit Em; Ihr habt En so mühsam und aufopfernd aufgezogen, wie Es ganz klein und elend war.“

„Arm's Löwos!“

„Erinnert Ihr Euch, wie Es nicht schlafen — will sagen tunkerln — konnte und nichts freßoffen?“

„Während es jetzt, Gott sei Dank, die ganze Nacht ununterbrochen tunkerlt und sich tüchtig anwampoft.“

„Ihr wißt ja, Ems Devise lautet: Immer bei Appa.“

„Ein Zeichen, daß es ein reines und ruhiges Löwengewissen hat, das gute Wüstenvieh!“

„Habt Ihr En lieb?“

„Und wie! Das ist doch bekannt. Es steht im Wüstenbuch.“

„Seite?“

„Seite 340,201.“

„Unter welcher Rubrik?“

„Unter der Rubrik „Löwenliebe“. Es soll aber auch mir gewogen sein, habe ich mir sagen lassen.“

„Dabrahaha.“

(Der Leser — der gewisse Eine, denn auf mehr rechne ich nicht — wird bemerkt haben, daß die Meune, wenn sie für En das Wort führt, immer in dritter Person spricht. Wenn Es Lömos selber spricht, so gebraucht Es nicht die deutsche Sprache, sondern die Silben da—dra—ha. Je nach der Intonation verstehe ich, ob Es ja oder nein, ob Es Freude oder Leid ausdrückt, ob Zorn oder Liebe — und viele kleine durch Geberde erläuterte Phrasen. Zu komplizierteren Mitteilungen benützt Es die Meune als Dolmetsch,

welche dann, wie gesagt, Ems Meinungen in dritter Person vorbringt.)

„Wirklich, Löbs?“

„Dabrahadrabdrabaha“ (accelerando).

„Danke, Du Gut's.“

„Ihr seid ja das Einzige, was Es auf dieser Welt hat — und der Einzige, der En überhaupt kennt und schätzt. Wenn es Euch nicht hätte, Es müßte sich ins Wasser stürzen. Erinnerst Ihr Euch noch — als Es einmal glaubte, daß Ihr böse auf En seid, wie es da seine Reisetasche mit seinen armen sieben Löwenfachen nahm und ganz zerknirscht fortprankossen wollte?“

„Rührt mich nicht! Ich könnte jetzt noch weinen, wenn ich an dieses traurige Bild denke.“

„Was hatte Es eigentlich in seiner Reisetasche?“

„Vermutlich seine Orden und Sporen — das arme Vieh!“

„Weit wäre es ohnedies nicht gekommen —

an der nächsten Straßenecke hätte es sich niedergesetzt — hätte Prankos gerungen und wäre vor Kränkung gestorben.“

„Rührt mich nicht! Der arme Wüsterich! Aber jetzt komm, Löwos, es wird schon kühl und finster — gehen wir ins Zimmer.“

„Dadraha.“

„Es ist doch immer bei Allem dabei — das ist so angenehm von Em.“

Wir begeben uns in's Zimmer.

„N Abend, Meuns,“ sagt die Meune, mich küßend.

„N Abend, Du Löbs.“

Ich zünde die Lampe an.

„Habt Ihr noch etwas zu lesen?“

„O ja — die letzte Revue des deux mondes. Da ist ein Artikel über die spiritualistische Schule in Frankreich, der mich sehr interessiert.“

„Ja — die Magisters wollen auch einen Essay über dieses Thema schreiben. Und was

gedenken die Doktors noch heute zu leisten, wenn man fragen darf?

„Eine Abhandlung über die Entwicklungslehre.“

Draußen hört man einen Esel schreien.

„Was fehlt Euch, Meuns?“ frage ich besorgt.

„Das bin ja nicht ich, Meuns.“

„Wer denn, Meuns?“

„Ein anderer Esel —“

„Ah so — Und diese Abhandlung soll natürlich im zustimmenden Geiste sein?“

„Versteht sich.“

„Jetzt wollen wir also arbeiten . . . dann den Thee nehmen . . . dann unsere Patience machen — morgen kommt die Post — um zu erfahren, ob uns die Post etwas Gutes bringt; dann wird das „gefällige Maul“ mir noch ein Kapitel aus unserer Kosmogonie vorlesen — wir waren bei den Kometen geblieben. Und dann — wird es Zeit sein, in's Nest zu gehen.“

„Werdet Ihr allein in's Nest gehen?“

„Nein, ich werde nicht allein . . .“

„So heißt es nicht; es heißt, ich werde jemanden mitnehmen.“

„Richtig — ich habe das schon ganz vergessen.“

„Wen werdet Ihr mitnehmen?“

„Ihr hättet dazu setzen sollen „in's Nest“ — Ihr habt es auch vergessen. Ein Löwos werde ich mitnehmen.“

„O weh, welches Gespenst!“ sagen wir gleichzeitig.

* * *

Es ist eine harte Zeit. Wir sind noch immer im selben Dorf, und es ist Winter. Ich habe eine Lungenentzündung durchgemacht.

Mein Löwos hat mich Tag und Nacht gepflegt, mir die kalten Umschläge gemacht — ist bei schlechtestem Wetter selbst in die Apotheke gegangen. Ich soll auch kein schlimmer, sondern

sehr dankbarer Patient gewesen sein, und wir sind uns womöglich noch näher gekommen.

Wenn man von einem Wesen gepflegt wird, welches jeden Schmerz mitempfindet, welches immer zärtlich und geduldig ist, besorgt bei jeder Verschlimmerung, entzückt bei jeder Besserung, so hat das Kranksein — ich versichere — etwas Angenehmes. Es ist so ein gewisses sich von Liebe schaukeln lassen. Sogar an's Sterben denkt man mit der Befriedigung, daß der Andere einsehen wird, wie furchtbar schade es um Einen wäre; daß sein Schmerz genau so groß sein wird, als man ihn in einer Hinrichtungsstunde selbst empfände — dann weiß man, daß man nicht so ganz und gar tot sein wird, denn das Bild, das Andenken lebt im verwittweten Herzen fort und wird noch inniger and heiliger geliebt, als im Leben.

Ich bin also rekonvaleszent, noch sehr schwach — und es ist eine harte Zeit. Die Arbeit hatte

gestoßt — das vorrätige Geld war für Doktor und Apotheke ausgegeben worden — wir können nicht in die Stadt zurück. Was nun beginnen? Das war eine Gelegenheit für Kapitän Nemo, helfend einzugreifen.

„Wie geht's, Liebinill?“ fragt die Meune, während ich, auf einen Stock gestützt, meinen ersten Gang durch's Zimmer mache. Ich schleiche in Pantoffeln, bin abgemagert und bleich; ein Foulard um den Hals gewickelt, Bart und Haare lang — ich fühle mich als ein Bild des Jammers. Darum gefalle ich aber der Meunen nicht minder, und ich antworte auf ihre liebevoll gesprochene Frage:

„Besser, Löbs — aber sehr schwach.“

„Wartet nur. Ihr werdet bald wieder stark werden. Jetzt wird es heißen, in's Essen ordentlich dreinhauen, und die Kräfte werden zurückkommen. Aber so ist's genug, Meuns; Ihr seht mir furchtbar bleich aus — strengt Euch

nicht zu viel an mit dem Gehen . . . das wird jetzt wohl thun, sich wieder ein wenig niederlegen . . . So, Meuns — bequem so? Da habt Ihr noch ein Polster — und die Füße gut zudecken — da —“

„Danke, Löbs! Es thut wirklich wohl, wieder zu ruhen.“

„Und wollt Ihr schon Eure Suppe haben — oder soll Euch das „gefällige Maul“ etwas vorlesen?“

„Die Suppe fertig? O dann die Suppe, Du Lövos!“

„Gleich, mein Schatzos.“

Es bringt mir eine so appetitliche Suppe daher mit zerfallendem Hühnchen drin.

„Da, Meuns — das wird aber schmecken!“

Die Meune hat recht — die Suppe und das Hühnchen schmecken mir kannibalisch. Sie sieht mir mit leuchtenden Augen zu. Ich sehe, daß sie — so wie es einen Widerschein und einen

Wiederhall giebt — den Wiedergeschmack meiner gierig verzehrten Refonvaleszentenpeise empfindet: aber trotz dieser leuchtenden Augen — die arme Meune sieht auch schlecht aus.

„Du solltest einen Spaziergang machen, Löbs!“

„Und Euch allein lassen?“

„O, ich kann ganz gut eine Stunde allein bleiben — und Es brauchte notwendig, ein wenig frische Luft zu schöpfen . . . Es Arms, hat sich die ganze Zeit so angestrengt — schon zehn Nächte nicht ordentlich getunkerlt . . . Es wird mir schließlich auch noch krank werden; Du mußt Dich schonen, Fürchter —“

„Sprecht nicht so viel. Wollt Ihr jetzt ein wenig Kompot haben — oder lieber später? . . . tunkerln wollt Ihr? Wartet, daß ich die Polster anfschüttele — so. Und jetzt wollen wir diesen Fensterladen zumachen . . . Und ich werde Euch Eure Limonade bereiten, falls Ihr durstig werdet.“

„Und Es Lövos wird ausprankoffen?“

„Nein — schläft mir ruhig ein — Es Löwos bleibt neben Euch und wird auch ein wenig tunkerln.“

„Gieb mir Dein Brankos, daß ich's küsse, mein altes Wüstenvieh.“

Nach einer Weile: „Ihr schläft noch nicht?“

„Nein . . . Wißt Ihr, was mich am Einschlafen hindert? Mir sind plötzlich Sorgen aufgestiegen — die ganze Zeit war ich zu krank, um an etwas zu denken, aber jetzt fällt mir ein, daß übermorgen der Zins zu zahlen ist und unsere Kasse leer sein muß.“

„Macht Euch keine solche Gedanken, Schatzos. Wir haben noch Vorrat — der Zins wird gezahlt — werdet mir nur wieder gesund — das ist die Hauptsache —“

„Haben die Doktors wieder etwas bekommen?“

„Nein.“

„Also wie hat sich die Kasse gefüllt?“

„Kümmert Euch nicht darum und schläft.“

„Ich kann nicht schlafen, ehe ich nicht alles weiß.“

„Also wenn es sein muß: Es Löwos hat ausgeholfen —“

„Was! Hat der Verwalter endlich den Ertrag der Palmenernte geschickt?“

„Das nicht.“

„Oder hat Es seine Polka oder seine übrigen Kompositionen edieren lassen?“ (Seit der Polka ist nämlich ein Marsch, ein Galopp und ein Liebeslied entstanden).

„Auch das nicht . . . Ihr wißt — mein Kollier — das der Frau unseres Bankiers so gut gefallen hat . . .“

„Was!“ rufe ich erschrocken — „Ems Wüsten-touison-d'or — die hat Es doch nicht verschachert?“

„Doch, Meuns — das war die letzte Ressource.“

„Aber, armes Löwos — hast Du nicht Frankos gerungen?“

„Im Gegenteil, Schakos; Es war nur zu froh, helfen zu können. An dem Tand lag Em nichts — und mir nichts. Es bleibt auch ohne Kollier Ritter hoher und höchster Orden . . .“

„Groß-Komthur vom Orden der treuen, aufopfernden Liebe,“ sage ich, das gute Löwos an mein Herz ziehend. „Der Wüstengott segne Dich, Du mein bravster Kamerad. Deine Opfer werden Dir gelohnt werden.“

„Als ob Es Euch je ein Opfer bringen könnte — als ob Es nicht, mit allem was Es hat, ganz Euch gehörte! Es dankt ja seine ganze Existenz nur Euch! Was wäre denn aus Em geworden, wenn Ihr Es nicht barmherzig aufgezogen hättet und gehätschelt und verzärtelt und beglückt?“

„Und ist Em wirklich nicht leid um das schöne Schmuckstück? Ich glaube, Es hatte es von seiner Großmutter her?“

Diese Löwengroßmutter war uns auch eine

bekannte, legendenumspinnene Figur. Ich hatte einmal unabsichtlich kitzelnd ein Monstrum gezeichnet: ein Löwenkörper mit dem Kopf eines ältlichen Sauriers, und da entschieden wir, es sei das Porträt von Ems Großmutter — gebornen Wüstendrach. Bei ihr war der beste „K'ffee“ der Wüste zu haben, ihr Haushalt überhaupt musterhaft; nur war sie was wir eine „furchtbare Gaatsche“ nannten — das ärgste Klatschmaul aller Dafen. Die alte Wüstendrach war übrigens in unserer Idee schon gestorben — nur ihr Andenken lebte fort. Sonst hatte Löwos von Verwandten nur noch eine Nichte — die schöne Lea — die übrigens kürzlich eine Mißheirat gemacht hatte, indem sie mit einem Zebra durchgegangen war.

„Em ist gar nicht leid um das Halsband der alten Wüstendrach,“ beteuerte die Meune. „Es war so ein altväterisches Stück, stand Em gar nicht gut zur Löwenphysiognomie — der gezahlte

Zins gewährt ein viel angenehmeres Bewußtsein als der Besitz des Kokoko-Erbstückes. Also werdet Ihr jetzt schlafen können?“

Sie streichelt mir sanft die Stirn: „Macht Eure müden Aug'jos zu — Es Löwerl wird ein gleiches thun und wir tunkerln Eins in Kompagnie.“

Nach einer Stunde süßen Schlafes erwache ich. Das gute Lövos, das neben mir sitzt und seinen Kopf auf mein Polster gelegt hat, ist richtig auch eingetunkerlt. Ich rühre mich nicht, um En nicht aufzustören; aber Es muß magnetisch avisiert worden sein, daß ich erwachte, denn es schlägt jetzt auch die lieben Lichter auf.

„Guten Morgen, Löbs — gut getunkerlt?“

„Sehr gut und Ihr?“

„Auch sehr gut.“

„Wollt Ihr etwas?“

„Einen Schluck Limonade, bitte — Danke, Du Lövos!“

„Soll ich Euch jetzt vielleicht vorlesen?“

„Danke, „gefälliges Maul“, aber ich bin wirklich noch zu blöb, um einer Lektüre folgen zu können. Ich kann nur so vegetierend hingeloxen, wie eine gelähmte Eidechse und mich am Scheine und an der Wärme meiner Wüstenjonne laben. Daß Es neben mir ist und mich lieb hat, genügt mir. Es hat mich doch lieb?“

„Dabrahahabrah!“

Wie Es mit den paar Silben, aus welchen Ems Sprache besteht, doch so viel ausdrücken kann — dieses „Draha“ klang so zärtlich! Manchmal, wenn mir Es eine mehr oder minder lange Rede hält, unterbricht die Meune die Folge der Da—dra—has, indem sie fragt: „Was hat Euch Es gesagt?“ worauf ich streng erwidere: „Geht Euch nichts an.“ „Ich möchte aber doch wissen,“ besteht sie. „Mischt Euch nicht in Ems Angelegenheiten,“ befehle ich mit verdoppelter Strenge.

Ich bin wieder ganz gesund, und wir sind in die Stadt zurückgekehrt. Ich habe eine neue Stellung gefunden, die uns beiläufig leben macht: ich zeichne Pläne bei einem Bauunternehmer. Von unserer Villa ist noch immer nicht der erste Stein in der Sparkasse. — Wir besitzen die Sparader nicht, — Es und ich — wir verstehen nicht zu knickern und knausern; wir bereiten einander immer gern kleine Freuden; sagen niemals „nein“, wenn ein Bedrängterer als wir uns um ein Darlehen angeht — tragen es ihm sogar an, wenn wir sehen, daß er's brauchte und ihm der Mut fehlt, es zu verlangen; wir lieben auch eine gewisse Eleganz in Kleidung und dergleichen; so geschieht es, daß wir nie etwas zurücklegen und überhaupt zur Einsicht gekommen sind, daß die Fähigkeit des Zurücklegens eine Tugend ist, die uns mangelt. Wir haben die Hoffnung aufgegeben, uns dieselbe jemals anzueignen; manche Leute werden mit krummen, andere mit

geraden Nasen geboren — einige mit, und andere ohne Sparsinn — und das läßt sich alles nicht ändern.

Wenn uns aber die nützliche Gabe fehlt, für die Zukunft sorgend zu handeln, so fehlt uns zum Glück auch die zuwiderere Gabe, für die Zukunft sorgenvoll zu bangen. Dadurch, daß das Morgen unsicher ist, lassen wir uns das Heute nicht vergällen. Wir nehmen jede Gegenwartsfreude dankbar an, kämpfen das Gegenwartsleid nieder und kümmern uns nicht auch noch um das zukünftige. „Enough for the day is the evil thereof“.

Es kommt ja immer alles anders, als man es voraus hofft oder fürchtet. So ganz anders! Alte Wünsche wurden zwar nicht erfüllt, es haben sich aber neue eingestellt; alte Pläne sind gescheitert und es haben sich Dinge entwickelt, die nicht geplant waren, deren Keim, als er gelegt worden, ganz übersehen wurde. Also birgt

vielleicht auch die gegenwärtige Stunde die Samenlegung einer ganz ungeahnten Zukunftsblüte — wozu sich dann den Kopf zerbrechen! Wir sind — wie Ein Leser schon bemerkt haben wird — ein paar Philosophen, Es und ich.

Diesmal wohnen wir in zwei Monatzimmern bei einer Familie, wo wir auch die Kost erhalten. Wir haben daher keine Haushaltungsforgen, keinen Ärger mit einer Familie Richter oder, wie wir sie nannten, Familie Diminuendo.

Das ist alles recht angenehm; dagegen mangelt uns — nachdem wir unsere Mahlzeiten gemeinschaftlich mit unseren Kostgebern einnehmen — unser trauliches tête-à-tête-Speisen und um diese kleinen Feste ist uns leid. Wir vertrösten uns auf die Villa, die Kapitän Nemo doch einmal aufbauen wird. Es wäre recht schade, wenn zwei Leute, die das Zeug haben, so intensiv glücklich zu werden, dazu nicht das gehörige Material geliefert bekämen. Es giebt so viele Andere, die

Schlösser und Paläste besitzen und sich's damit nicht gemüthlich einzuteilen wissen — warum sollten wir nicht so eine bescheidene Villa kriegen, die wir uns zu einem förmlichen Paradiese machen wollten?

Freilich leben auch Solche, die nicht einmal ein Dach über ihren Häuptern haben, oder in elenden, schmutzigen Hütten wohnen müssen. Ach, es giebt doch noch viel Trauriges auf der Welt! . . . Oft bedauern wir, die Meume und ich, nicht um ein paar tausend Jahre später geboren worden zu sein. Wenn alle die herrlichen Erfindungen, die unsere Zeit auszeichnen, progressiv so weiter schreiten, wenn der Aberglaube, der Nationalhaß so fort schwindet, wie er schon zu schwinden beginnt; wenn sich der Altruismus immer mehr entwickelt hat, so wird das eine famose Welt sein — in ein paar tausend Jahren! Jemand wird sich doch daran freuen — dieser Jemand wird sich als Ich fühlen; was

für einen Unterschied macht es dann, daß mein jetziges Ich tot ist? Dieses andere ist ja auch seiner selbst bewußt — ist „ich“. Nur so lange ich lebe, bin ich von der übrigen Welt abge- sondert und sehe ein, daß die Anderen Andere sind — bin ich einmal weggeräumt, so fühlt sich das Ich im andern als selbst und das bin dann wieder — ich.

Wem diese Erklärung der Unsterblichkeit zu tief ist, der reiche mir die Hand: mir ist sie's auch!

Das ist eben das Kennzeichen der Metaphysik, daß derjenige, der sie vorträgt, sie selber nicht versteht. Derjenige, der zuhört, glaubt mitunter noch das Gesagte verstanden zu haben und auf diese leise Chance rechnet auch der Vortragende. Wer weiß, der gewisse Eine Leser, dem ich im Lauf dieser Mitteilungen immer wieder die Hand schüttele, dieser Eine mit dem warmen Herzen und dem hellen Sinn, wird aus meinen dunklen

Worten auch etwas herausverstanden haben. Wohl bekomm's.

Ich war fast den ganzen Tag außer Haus, und so war die einzige Zeit unseres gemüthlichen Beisammenseins der Abend, wenn wir uns nach dem Souper in's Schlafzimmer zurückgezogen hatten. Aber viele Abende brachten wir in Gesellschaft zu. Nicht besonders gern — mehr als eine Art Gewissenspflicht. Wir waren mit den ersten Familien der Stadt bekannt geworden und trotz unserer hierzulande eingenommenen bescheidenen Stellung, behandelte man uns als Fremde von Distinktion. Man übersah den Umstand, daß wir, ganz vermögenslos, uns durch allerlei Arbeit durchzuhelfen suchten und sah in uns — was wir eigentlich von Geburt auch waren — hochgeborene Glieder der besten Gesellschaft. Vielleicht waren es auch unsere musikalischen Leistungen, die unsern Salonwert erhöhten — kurz, man riß sich förmlich um uns. Und wir

folgten den Einladungen — um nicht ganz wild zu werden, um uns Verbindungen zu schaffen —; aus allerlei Gründen gingen wir in die Welt, nur nicht aus Vergnügungssucht.

Am liebsten blieben uns immer unsere Abende zu Hause, wo Es Löwos sich frei geberden konnte, während Es Arm's in der Welt nicht eingeführt war, von niemand auf Erden, außer von mir gekannt, immer ganz traurig sich unter irgend ein Kanapee verkriechen mußte, wenn wir einen Salon betraten. Das einzige, woran Es in den Soireen unsichtbar teilnahm, war das Souper. Noch ehe wir uns auf den Weg machten, faßte Es den Entschluß, sich's schmecken zu lassen. „Draha.“ So ein ganz kurzes, festes, trompetenstoßartiges „Draha“ drückte diese Resolution aus.

Wenn ich das hörte, so kommentierte ich: „Ah, Es hat den Entschluß gefaßt, sich anzuwampfen!“

Worauf die Meune: „Ob Es diesen Entschluß aber auch ausführen wird?“

„Löwossoffer führen ihre Entschlüsse immer aus, das ist bekannt — es steht im Büstenbuch.“

„Seite?“ —

„Seite 43,001.“

„Unter welcher Rubrik?“

„Unter der Rubrik Löwenbeharrlichkeit.“

Wenn Es seinen Entschluß gewissenhaft ausgeführt hatte, so freute sich Es ins Nest. Das Nachhausekommen und Insnestkriechen war Em gewöhnlich das liebste an der ganzen Soiree.

Es sind aber mitunter auch kläglich langweilige Geschichten, diese Soireen. Das junge Volk tanzt zum Klavier und amüsiert sich wahrscheinlich dabei; die alten Leute spielen Karten und finden sich dadurch wohl auch angeregt — aber für uns mittelalterliches Ehepaar, wo es keine flirtation und keine Whistpartien giebt — was in aller Welt bietet uns so ein Salon?

Flache, leere Gespräche . . . Und selber sind wir bei weitem nicht beredt und brillant genug, um der Unterhaltung mehr Schwung oder mehr Frische zu geben; wir verflachen uns wacker mit und reden womöglich noch inhaltloser als die Anderen. Am nützlichsten fühle ich mich noch, wenn ich am Klavier sitze und Strauß'sche oder selbst komponierte Walzer hake, um die jungen Leute springen zu machen. Ebenso die Meune, wenn sie eine ihrer Konzertpiecen vom Stapel läßt. Es ist doch wahr, man fühlt sich in der Gesellschaft nur dann befriedigt, wenn man sich nützlich oder bewundert weiß; daher das frohe Indieweltgehen einer schönen und eleganten jungen Frau, welche sich bewußt ist, daß ihre bloße Erscheinung in jedem Salon, den sie betritt, Bewunderung erregt, daß sie als dessen Zierde zugleich auch nützlich ist.

Aber besser noch, als sich nützlich und bewundert zu wissen, ist, sich geliebt zu fühlen.

Und das fühlen wir Zwei nur von und miteinander. Die Übrigen sind uns gleichgiltig und wir sind es ihnen. Gegenseitig aber wissen wir, wie wert wir einander sind; wie wir uns schätzen und achten und lieb haben — wie wir bereit wären, wenn den Anderen ein Leid treffen, ein Unrecht geschehen sollte, ihn zu trösten, aufzurichten. — Ich glaube, wenn ich ein Verbrechen beginge — die Einzige, die mich nicht richten, sondern bemitleiden und verteidigen und bis zum Galgen nicht verlassen würde, wäre die Meune.

Zum Glück, so Tragisches kommt bei uns nicht vor — Verbrechen begehe ich keine — aber Dummheiten — große und kleine — die habe ich öfters gemacht, und nie ein Vorwurf, nie eine Klage über die üblen Folgen, nie ein finsternes Gesicht von meinem Wüsterich! Ich habe mich in Geschäften versucht — manches ungeschickte und leichtsinnige dabei gethan — Es Löwos fand gewiß eine Entschuldigung dafür. Und in der

That — machen denn Vorwürfe und Refriminationen etwas gut? Niemals. Die böse Folge ist da — wozu diese Unannehmlichkeit auch noch mit der Unannehmlichkeit bitterer Worte erschweren? Diese wären uns eine viel größere Kalamität, als alle Kalamitäten, welche die Außenwelt bringen kann. Wir haben uns — o freundliches Daseinbewußtsein — und was draußen auch für Samum und heißer Staub wirbeln mag, im Schatten unserer Freundschaft ist es kühl. Ich sage Freundschaft — denn verliebt sind wir ja nicht — Es ist mein Freund — mein ergebenster, mein bester, mein einzigster. Und ebenso ich Em.

Wenn ich nicht den gewissen Einen Leser, auf dessen Sympathie ich rechne, sondern ein Publikum vor Augen hätte, so wäre ich mir wohl bewußt, daß dieses ewige Besiedeln derselben Saite schon eintönig klingen muß. Übrigens habe ich ja nur eine Monographie versprochen —

und können ganze Broschüren über „die Anatomie der Eingeweide der Leoparden,“ „Über die Knochenauswüchse der Augenhöhle“ und „Über die Erhaltung der Hornfaser fossiler Spongien“ geschrieben werden, warum nicht auch einmal über dieses feltene, heilige Ding: volles Eheglück — und über so ein wunderbares Wesen, wie Es überhaupt: ein Sproß aus wüsthlichem Königsgeschlecht, Enkel der gebornen Wüstenbrach, Besitzer vieler hoher Orden, Beherrscher einer eignen Sprache, Komponist eines Marsches, Galopps und Liebeslieds, Kind und Herr des Hauses, schuldblos, sanft, jovial — mit einem Wort: Es Löwos.

* * *

„Jovial!“ Das ist eine Eigenschaft Ems, die des Näheren zu erörtern ich ein neues Kapitel in Angriff nehmen muß. Ja; ich habe En in seiner ganzen Löwenexistenz — die Zeit mitgerechnet, wo Es ganz klein und elend war —

niemals verdrießlich gesehen, aber sehr oft in erhöht frohsünniger Stimmung. Es gehört furchtbar wenig dazu, diese Stimmung zu wecken; wenn ich Em etwas nach Hause bringe, so ist das Auspacken der geringsten Kleinigkeit Anlaß zum Ausbruch der Jovialität. Letztere äußert sich gewöhnlich durch Absingen der bereits angeführten Polka — deren Schlußtakt ich gewissenhaft mittanze, oder des majestätischen Wüstenmarsches: Bum—bum—bumbidibum!

„Das muß imposant sein,“ rufe ich, „wenn fünfzigtausend Löwossoffer zu den Klängen dieser Musik Arm in Arm aufmarschiroffen!“

Ober des Wüstengalopps: gggg, ghcd, e—c—.

Diesen trägt Es gewöhnlich vor, indem es seine beiden Prankos auf meine Achseln legt und mit raschen Armbewegungen den Takt markiert; ich thue ein gleiches: ich lege meine Hände auf die Löwenschultern und bewege die Arme in

Galopptempo auf und nieder. Manchmal, wenn ich mitten in der raschen Bewegung bin, hört Es aus Malice auf, zu singen — dann lasse ich weinend die Arme sinken — Es lacht mich aus und beginnt von Neuem.

„Schön ist Ems Löwengalopppppp!“ rufe ich nach Schluß desselben. „Das muß herrlich sein, wenn fünfhunderttausend Löwossoffer durch die Wüste galoppirossen!“

Es hat aber auch eine Weise komponiert, die eigens die „joviale Melodie“ heißt und die jedesmal vorgetragen wird, wenn En etwas ganz besonders freut:

F-dur: e—, f e g f b a g f, e g f d d.
—c, c — —

Diese Jubelschalmei ist einer unglaublichen Steigerung fähig, besonders wenn Es schon ganz außer Rand und Band ist vor Entzücken.

Wenn wir plötzlich einen Haupttreffer machten (was durch den Umstand einigermaßen erschwert

ist, daß wir kein Loos besitzen) dann weiß ich nicht, bis zu welchem Intervall das „joviale Lied“ sich noch versteigen würde.

Übrigens bedarf es nicht eines äußeren Anlasses, auf daß Es Lövos seiner Jovialität Ausdruck gebe. „Dabrahaha“ höre ich manchmal En am anderen Ende des Zimmers fröhlich ausrufen. „Was denn, Löbs“ — „Es freut sich“, dolmetscht die Meune, „daß Es auf der Welt ist“ — „Gut's Lövos“.

Ich habe eine Vitanei, die fängt an bei „Gutes Lövos“ durch dreißig bis vierzig Adjektive durch — als „vortreffliches, einziges, ganz unvergleichliches“ bis zu „goldenes Lövos“. Unter letztere Benennung freut sich Es besonders, weil die Sage geht, daß so oft dieses Wort ausgesprochen wird, Em ein goldenes Mähnenhaar wächst.

Aber ich bin nicht immer so höflich. Manchmal schimpfe ich En gehörig herunter; da heißt es dann Mistlövos, Saulövos u. s. w. und je

derber die Injurien, desto vergnüglicher grinst Es. Auch mit der Meunen bin ich öfters grob. Bismarck soll einmal geäußert haben, daß man mit niemandem so grob ist wie mit der eigenen Frau und diese Beobachtung bewahrheitet sich an mir. Trottel — mit einem accent circonflexe auf dem o: Tröttl, ist eine sehr häufige Benennung, mit der ich die Meune beehre — auch „Rindsnase“ oder „Karnaille“ oder ähnliche, noch weniger druckfähige Rosenamen. Wenn man sich im Ernste gottlob nie ein unfreundliches Wort gesagt, so kann man einander im Scherz die ärgsten Invektiven an den Kopf werfen. —

Auch Drohungen stoße ich bisweilen aus, bei welchem einem Lauscher die Haare zu Berg stünden. Ich bitte z. B. die Meune, sie möchte mir am folgenden Morgen einen fehlenden Knopf annähen.

„Und wenn ich etwa darauf vergesse?“ fragt sie.

„Dann werde ich Euch mit dem Stiefelabsatz die Augen austreten.“ —

„Sonst nichts?“

„Und siedendes Öl in die Ohren gießen . . .
Übrigens brauche ich mich nur an En Löwos zu
wenden und der Knopf wird nicht vergessen . . .
Es näht ihn mit seinen guten Frankoffos an,
nicht wahr, mein alter Fürchter?“ —

„Dadraha.“

Dann habe ich noch eine grausame Art, der
Meinen Grobheiten zu sagen. Nämlich, wenn
sie im Gespräch irgend ein schimpfendes Wort
gebraucht, so unterbreche ich mit: „Selbst!“
z. B. sie sagt von einem nicht mehr brauchbaren
Teppich:

„Diese zerfetzte alte Schabracke können wir
wegwerfen.“ —

„Selbst zerfetzte alte Schabracke.“

Laut aufheulend, legt sie das Taschentuch an
an die Augen. —

„Nur nicht weunen, Meuns, nur ja nicht
weunen!“

(Da sich „mein“ in „meun“ verwandelt hat, so wurde aus „weinen“ folgerichtig „weunen“. Anmerkung für Philologen).

„Nein, aber ernsthaft, Meuns,“ setzt sie fort, auf der Erledigung der Teppichfrage beharrend, „wollen wir das Zeug nicht unter das unbrauchbare Gerümpel stecken?“

Mit boshaft lauernbem Blick betrachte ich sie eine Zeit lang schweigend, dann:

„Selbst unbrauchbares Gerümpel — aber nur nicht weunen, Meuns, nur ja nicht weunen!!“

* * *

Wir sind also, wie gesagt, wieder in der Stadt.

Es ist Weihnachten. Wir haben für den heiligen Abend alle Einladungen abgelehnt, da wir das Fest still zusammen feiern wollen. Unsere Hausleute und Kostgeber sind an diesem Abend auch nicht zu Hause; so bleiben wir denn, was uns eben recht ist, ganz allein.

In der Absicht, Em Löwos eine kleine Bescheerung zu bereiten, haben wir schon gestern ein fertig behangenes Christbäumchen gekauft.

Gegen Abend war ich ausgegangen und komme paketbeladen zurück. Unterdessen hat die Meune unser Zimmer gemütlich hergerichtet. Mir ist, als ich dessen Schwelle betrete, wirklich so freudig zu Mute, wie es heute vielen tausend Kindern ist: ich weiß, daß wir einen frohen, einen großen Festabend genießen werden — meine Pakete enthalten allerlei Überraschungen.

Im Zimmer ist es warm, duftig und hell. Die Meune hat ein tüchtiges Feuer machen lassen und ein gedecktes Tischchen und zwei Fauteuils sind zum Ofen geschoben. Zwei Lampen beleuchten den Raum; die Kerzchen am duftenden Baum, der auf einem Tisch in der Mitte des Zimmers steht, sind noch nicht angezündet. — Auf einem Seitentisch neben dem Ofen wartet allerlei Bielversprechendes für unser Festmahl: eine Bowle

mit dampfendem Punsch, den die Meune einstweilen bereitet hat — eine kleine Gansleberpastete, ein gebratener Fasan, — eine Schüssel Backwerk.

Zu appetitlich sieht es dort aus — ich mag gar nicht hinschauen.

Die Meune kommt mir freudig entgegen.

„Endlich, endlich! Aber welche Unzahl Packete, was ist da alles drin?“ „Dabrahaha“ und auch Es Löwos fängt an neugierig an den papierumwickelten Schätzen herumzutasten.

„Langsam, Löbs, langsam — das sind alles kleine Überraschungen für Dich. Du mußt jetzt ins Nebenzimmer gehen, Löbs — und erst wenn ich klinge, darfst Du herein.“

Es gehorcht, und ich mache mich daran, meine kleinen Geschenke auszupacken und unter dem Christbaum auszubreiten. Ich weiß, daß dieselben En höchlich freuen und zugleich die Meune höchlich überraschen werden.

Wir haben nämlich nur eine Kasse, die Meune und ich; wir wissen immer genau wie viel — oder richtiger — wie wenig darin ist, und da in der letzten Zeit dieses „wenig“ auf „wenigst“ zusammengeschrumpft war, so konnte die Meune keine großartige Weihnachtsbescheerung erwarten und mußte vermuten, daß meine Pakete nur irgendwelche ganz billige Scherzgegenstände enthielten: Flitterpapierorden für En u. dgl. Dem war aber nicht so. Meine Pakete enthielten ganz hübsche Sachen und da nicht einmal alles. Vor der Thüre war auch noch ein Dienstmann geblieben, dem ich jetzt seine Fracht abnahm.

Die Sache verhielt sich so: vor ungefähr vierzehn Tagen hatte ich für eine Arbeit der Magisters — eine Novelle — ein paar hundert Mark erhalten. Die Meune war zufällig abwesend, als mir der Postbote den Brief überbrachte, und da habe ich ihr die Sendung verschwiegen, in der Absicht, dieselbe zu Weihnachts-

überraschungen zu verwenden. Es hätte ihr damals natürlich auch Freude bereitet, wenn ich ihr die Sache mitgeteilt hätte, aber so war die Freude eine doppelte, besonders für mich, da ich die ganzen vierzehn Tage unablässlich an diese Bescheerungsstunde dachte und nun — da sie gekommen war — ein so frohes Herzklopfen hatte — wie es eben nur unter dem Christbaum oder am Wege zum Liebesrendezvous empfunden werden kann — dieses gewisse Gefühl, wo man „ich“ zu sein, als den beneidenswertesten Posten der Schöpfung betrachtet und mit keinem König der Erde und keinem Engel des Himmels tauschen wollte.

Meine Hand zitterte ein wenig und auf meinem Gesicht lag gewiß ein breites Lächeln, als ich die Lichter am Baume anzündete und dann den Effekt des Ganzen in Augenschein nahm. Es sah wirklich hübsch aus:

Ein Thee-Service.

Ein halb Duzend seidene Hinterprankos-
schläuche.

Ein Duzend achtknöpfige Vorderprankos-
schläuche.

Zwei chinesische Vasen.

Zwanzig Meter schwarzer satin merveilleux
zu einem Hüllerer.

Ein Bronzetintenfaß für die Doktors.

Ein Bärenfell für unter den Schreibtisch.

Ein Duzend Löwenschmeckerfahnen (Taschen-
tücher).

Parfümerien, Klaviernoten und andere Kleinig-
keiten.

Da wird Es staunen, wenn Es diese Wüsten-
pracht erblickt! Ich klingele.

Der Zwinger thut sich auf und herein stürzt
Leo Fürchtegott Löwos. Zuerst mir, da ich Em
entgegentrete, in den Arm. Ich halte das gute
Geschöpf umschlungen und führe es zum Tisch.

„Komm, Du Löbs — das hat Dir das Wüsten-Christkind geschickt.“

Es wirft nur einen Blick auf die Bescheerung und bricht, die Prankossoffer auf meine Schultern legend in die bekannte Polka aus, die ich graziös mittanze.

Damit aber die Freude an den Sachen eine ungeteilte sei, mußte ich der Meunen mitteilen, wie ich in den Besitz der unerwarteten Summe gelangt war, sonst hätte ihr die Befürchtung aufkommen können, daß ich irgend einen dummen Streich — etwa Schulden — gemacht hätte. Ich sagte daher nach dem obligaten „Schön ist Ems Löwenpolka“ —:

„Was Es dort findet, haben die Magisters gebracht,“ und ich zog das betreffende Rouvert mit den fünf Siegeln aus der Tasche. Die Meune betrachtet es:

„Und Ihr habt mir die ganze Zeit nichts gesagt — Ihr falsches Vieh? Das war übrigens

eine köstliche Idee von Euch . . . Es Löwos traut sich gar nicht alles anzuschauen — es sieht von weitem so blendend aus . . .“

„Komm' nur, mein brav's Wüstengebilde — greife mit Deinem guten Prankos alles an — und sage mir, ob ich Deinen Geschmack getroffen.“

Jetzt beginnt die Musterung. Süßer, süßer Augenblick für Geber und Nehmer. Weil Es Löwos aber auch gar so süß zu nehmen weiß! Das sind Freudensausrufe, Küsse, die Jovialmelodie bis zu höchstmöglichen Intervallen, über den Kopf zusammengeschlagene Prankosoffer und dazwischen gezitterte „Danke, danke Meuns“ mit Freudenthränen in den Lichtern.

O, ich weiß, es sind nicht die paar Sachen, welche der Meunen diese Thränen hervorlocken konnten, es ist das weihevollste Bewußtsein, daß wir in dieser Stunde glücklich sind . . . daß ich Freude an ihrer Freude habe und sie wieder Freude an dieser Freude und so beiderseitig ins

Unendliche — so wie zwei Spiegel, die einander gegenüber hängen, ein zwischen ihnen brennendes Licht in endloser Reihe wiederstrahlen.

Ich küsse Em die Perlen von der Löwenwange ab.

„Aber Du närrisches Löwos,“ sage ich selbst nicht trockenen Auges, „mir scheint gar, Du heulst?“

„Schagos“ — spricht die Meune ernsthaft, „auf Eins könnt Ihr stolz sein: In den sieben Jahren unserer Ehe habt Ihr mich nie zum weinen gebracht — es seien denn Freudenthränen gewesen!“

* * *

Es ist Sommer und wieder ein Festtag: unser größtes Fest im Jahre, nämlich unser Vermählungstag. Es ist dies der sogenannte große Löwenehrentag. Alle Palmen in der Wüste sind vom frühen Morgen an bewimpelt. Die alten Priester steigen auf die Pyramiden und blasen feierlich ihren

Hymnus. Fünfhunderttausend Löwossoffer besitzieren bei den Klängen des famosen Marsches, und die Antilopen — welche die Wüstenbajaderen sind — führen einen Reigen auf.

Bei uns zu Hause besteht die Feier darin, daß ich der Meunen alljährlich an diesem Morgen einen Brief übergebe, in welchem ich ihr für alle Liebe danke, die sie mir im Lauf des vergangenen Jahres zu teil werden ließ. Nach fünfundzwanzig Jahren sollen diese fünfundzwanzig Blätter in eine silberne Einbanddecke gethan werden, was ein hübsches Ehrendiplom zur silbernen Hochzeit abgeben wird.

Diesen Tag trachten wir auch, so viel als möglich zu zweien zu feiern und teilen niemandem etwas mit davon. Die Gratulationen der fremden Leute schienen uns kalt neben den Glückwünschen unserer Gratulanten und Angratulierten — nämlich die Meune, ich, Doktors, Magisters und an der Spitze — Es. Obwohl Es zur Zeit unserer

Vermählung noch gar nicht auf der Welt war, wird der Jahrestag derselben doch als Ems größtes Ehrenfest betrachtet. Das ist so eine der Inkonsequenzen, wie sie bei allen legendären Persönlichkeiten vorkommen — wo giebt es irgend eine Legende, die nicht an Anachronismen und dergleichen krankte? — Das geht schon nicht anders; konsequent ist nur die Wahrheit; da, wo Dichtungen — alte und neue, in ihren Wechselwirkungen, in ihren gegenseitigen Verdrängungen und Interpolationen eine Gestalt geschaffen haben, hat diese Gestalt ihre irrtumsgeborenen Gebrechen, ist aber darum nicht minder — eher mehr — poetisch.

Es ist also unser Vermählungsjahrestag — der achte — und wir sitzen im Garten, von Rosen umduftet und von Vögeln umfungen. Zwar sind wir in der Stadt geblieben, aber das von uns bewohnte Vorstadthaus steht in einem hübschen Garten. Es ist sechs Uhr Nachmittags und wir haben uns nach jugendgewohnter Sitte einmal

eine echt österreichische „Sause“ bereitet. Auf dem Tisch ein rotes Damasttuch; darauf Kaffee, Sahne und Milchbrod. Das erinnert an die heimatlichen Nachmittage auf dem Land, wenn in der Laube oder auf der Veranda die Familie sich zum Kaffee versammelt — ein Kaffee, wie ihn nur die Österreicher zu bereiten wissen.

Wir haben diesen Festtrank gewählt, erstens weil man in der Fremde immer gern an Heimisches gemahnt wird — und zweitens weil ja bekanntermaßen Es Löwos ein „K'ffeelöwos“ ist, bei diesem Getränke mühsam aufgezogen worden, wie Es jedesmal erzählt, wenn von Kaffee die Rede ist. „Dabrahadrahahadra“ beginnt Es und zeigt mit dem Prankos zuerst auf sich und dann auf eine geringe Entfernung vom Boden, was in der Zeichensprache etwas Kleines ausdrückt; worauf ich unterbreche: „No ja, Löwos, ich weiß ja, die alte Löwengeschichte, wie Es ganz klein war — und bei K'ffee aufgepäppelt worden ist.“

Wir sitzen hier in der Rosenlaube und lassen es uns schmecken. Es hat natürlich, dem großen Tag zu Ehren, seine sämtlichen Ordensbänder und seine goldenen Sporen angethan; (für gewöhnlichere Gelegenheiten trägt Es silberne und bei schlechtem Wetter mit Wachstuch überspannte). Die Doktors haben ihre palmengestickten Rittel an und ein neues Band an ihrer Laute; die Magisters korrekt in schwarzem Frack und weißer Halsbinde. Die Herrschaften nur sind wie gewöhnlich ziemlich schäbig und balancieren auf dem ausgestreckten Arm einer unweit stehenden Statue. Sie sind heute natürlich devoter und respektvoller als je.

„Acht Jahre schon . . . Wie die Zeit vergeht!“ lautet meine originelle Bemerkung.

Es ist sonderbar, daß die Leute, indem sie einen verflossenen Zeitraum konstatieren, immer staunend und vorwurfsvoll die obigen Worte hinzusetzen, als ob die Zeit etwas anderes thun

könnte, als vergehen — als ob das nicht ihre verfluchteste Schuldigkeit wäre. Warum sagt man nicht auch, wenn man viele Meilen weit gereist ist: „So und so viel Meilen schon! Wie sich der Raum streckt!“ Das wäre ein ebenso unbegründeter Vorwurf, denn strecken ist wieder des Raumes erste Pflicht.

„Sa, Schagos,“ bestätigt die Meune. „Acht volle Jahre! Und nicht eine Zwietrachtsminute darin — das ist doch ein angenehmes Bewußtsein. Jetzt hoffe ich, daß wir's bis zu Ende so fortführen, denn wir sind in der Eintracht schon Virtuosen.“

„Alles Em Lövos zu verdanken — der guten, sanften Ehrenbestie.“

„Dabrahä.“

Nach einer Pause: „Dabrahä—brahaha??“

„Sa — mein Löbs.“

„Was hat Euch Es gefragt?“

„Geht Euch nichts an.“

„Wir fangen diese Heimlichkeiten mit En schon an, zu viel zu werden.“

„Mischt Euch nicht in Ems Angelegenheiten.“

„Dabrahaha, braha“ (mit wütender Stimme und auf die Meune losschlagend).

„Recht hast Du, Löbs — dulb's nicht. Hau mit Deinem Brankos alles untereinander, was sich Dir widersetzen will, wie damals Deine fünf Kondors.“ (Es ist eine alte Wüstengeschichte, mit welcher Es gern prahlt, die Em aber kein Mensch glaubt, daß es einmal im persönlichen Kampfe fünf Kondors vernichtet hat.) „Warum schaut denn Es so verlegen — es zweifelt ja niemand an jener Heldenthat! — Noch einen K'ffee, Löbs?“

„Sa, bitte — Ihr kennt doch Ems Devise: „Immer bei Appa“.

„So soll Es saufausen und dann werde ich schenkeinen.“

Die feierlichen Vermählungstagstoaste waren

schon beim Mittagessen ausgebracht worden. Da war auf mich, auf die Meune, auf En, auf unsere Lieben zu Haus, auf die Doktors und Magisters getrunken worden — und die Herrschaften, am Büffet oben, thaten Bescheid. Es selbst trug einen langen, aus „Da—dra—ha“ bestehenden Trinkspruch vor, wobei Es mehrmals stecken blieb — doch da schaute ich immer zerstreut weg, als ob ich's nicht merkte und rief nach dem glas-schwingenden Ende der Rede:

„Schön spricht Es!“

Worauf die Meune boshaft: „Wenn das Steckenbleiben nicht wär'.“

„Redet nicht so dumm — und jekiert En Lövos nicht — besonders nicht an Ems großem Ehrentag. Heute muß man En auf Händen tragen, das steht im Wüstenbuch.“

„Seite?“

„Seite 800,243.“

„Unter welcher Rubrik?“

„Unter der Rubrik Löwenehrentag.“

Ich schenke auch mir eine zweite Tasse ein und zünde mir eine Zigarette dazu an. Von fern erschallt ein Hi—ah. So schnell als möglich frage ich mit inniger Teilnahme:

„Was ist Euch, Meuns?“

Aber die Meune war ebenso rasch wie ich und hat dieselbe Frage gleichzeitig gestellt. So antworten wir denn auch unisono:

„Das bin nicht ich, Meuns.“

„Wer denn, Meuns?“

Tief beschämt und immer noch zu zweien:

„Ein anderer Esel.“

„Ah so.“

Ich seufze: „Meine Herrschaften, es giebt Witze, die je älter sie werden, desto besser werden sie. — Wir sind ein paar geschaidte Leute . . .“

„Ja wirklich, wenn uns jemand belauschen würde, der könnte nicht glauben, daß wir vernünftige Geschöpfe sind — Schriftsteller noch dazu

und Philosophen in unseren verlorenen Stunden.
— Bitte noch um ein kleines Gießausen“ — ihre Tasse hinhaltend.

„Allen Respekt vor Ems Appa — Es kann nicht verleugnen, daß Es ein K'ffeelöwos ist . . .“

„Es verträgt mitunter auch andere Kost.“

„Es ist eben ein Universallöwos. Aber um auf meine frühere Bemerkung zurückzukommen — wie die Zeit vergeht: — schon acht Jahre, daß wir die Heimat verlassen haben und noch immer keine Aussicht in dieselbe triumphierend zurückzukehren.“

„Dann bleiben wir triumphierend draußen. — Es war doch keine unglückliche Zeit — nicht wahr, Neuns?“

„Unglücklich? Im Gegenteil — voll süßer Erinnerungen, voll gemütlicher Stunden. — Und die Erfahrungen, die wir gesammelt haben, das Stück Welt, das wir kennen lernten! Wären wir in ruhigen Verhältnissen zu Hause geblieben, so

hätten wir ein banales Leben geführt, wie alle unsere Vettern und Basen; — die Doktors und Magisters wären nie geboren — —“

„Und Es Löwos hätte Euch hier nicht gefunden und wäre elend zu Grunde gegangen.“

„Sa — Es Arm's. — Nein, wir können uns nicht beklagen. In bösen Stunden hat uns Kapitän Nemo immer durchgeholfen und die guten haben wir gründlich ausgenossen.“

„Die Hauptsache ist das Zusammenhalten. Ich weiß nicht — nicht einmal der Rückblick auf unsere harten Zeiten — Zeiten der Entbehrung und der Krankheit — ist mir peinlich. Es liegt auf allen unseren getheilten Erinnerungen eine Art Glücksweihe —“

„Ihr habt recht. Ich wäre gleich bereit, die ganzen acht Jahre noch einmal durchzuleben, von unseren taumelnden Besitzstunden, unseren ersten welterobernden Hoffnungsplänen an, bis zu unserer heutigen Festfeier in Gesellschaft Ems, wo wir

die Idee fahren ließen, die Welt zu erobern und zufrieden sind mit dem Stückchen Dase, das wir der großen Wüste Welt abgewonnen haben.“

„Dank Euch Meuns. Es Löwos ist sehr glücklich — denn Ihr seid so gut mit Em.“

„Wer wird mit so einem Löwos nicht gut sein sollen? Den wollte ich sehen, der Em auch nur ein Mähnoshaar zu krümmen wagte.“

„Ein goldenes? Aber in kurzer Zeit wird Es ein Silberlöwos sein, ein uraltes.“

„Desto lieber und werter wird mir Es sein als ehrwürdiger Wüstengreis.“

„Wenn Es aber blind oder kindisch würde?“

„Hätte ich En nicht minder lieb. Aber Es wird ein rüstiges, grünes Alter haben. Die alte Wüstendrach soll auch bis zu ihren letzten Momenten — und sie muß schon an die hundert gezählt haben — ganz frisch gewesen sein.“

„Auf alles was die Zukunft bringen möge, kann ich mit Ruhe blicken, wenn wir nur beisammen

bleiben. Aber ein Gedanke füllt mich mit Schrecken: wenn Einer von uns einst stirbt, was wird aus dem Andern?“

„Hoffen wir, daß wir einmal zusammen zu Grunde gehen — in einem Erdbeben, Schiffbruch oder dergleichen. Das soll unfres Nemo letzte Wohlthat sein.“

„Wenn Es aber doch zuerst hin werden sollte — so laffet auf den Leichenstein einfach die Worte graben: Es Löwos tunkerlt.“

„Lasset En ganz in Ruhe,“ sage ich böse, denn ich will von einem möglichen Verlust meines Liebsten nichts hören. „Oder wenn Ihr weiter solchen Unsinn daher redet —“

„Was geschieht mir da?“

„Ich schliße Euch einfach den Leib auf und nähe mit glühenden Nadeln Eure Leber an die Milz an.“

„Das wird eine ziemlich mühsame Arbeit sein.“

Von weitem ist lebhaftes Froschquaken zu vernehmen.

„Hört Ihr, Doktors, es wird Euch eine Serenade gebracht.“

„Die Doktors sind nicht zu Hause,“ antwortet die Meune.

„So? Wo sind sie denn hingegangen?“

„Sie machen eine Spazierfahrt in die Umgebung.“

„Ah? Ich habe vorhin einen aus Schneckenschalen gebauten Wagen gesehen, mit zwei feurigen Heuschrecken bespannt — das war vermutlich die Doktor-Equipage?“

„Sa — und einen Hirschkäfer als Kutscher.“

„Es wundert mich nur, daß die Doktors, die so bekant geizig sind — die beiden Haderer — doch solchen Aufwand treiben.“

„Sie sind nur geizig, wenn sich's um Geschenke für Andere handelt.“

„Oder wenn sie ein Diner geben. Neulich

haben sie die Magisters eingeladen und ihnen zwei Erbsen vorgesetzt, eine große und eine kleine.“

„Nun ja, für den großen Magister die große und für den kleinen die kleine, das war ja ganz genug.“

„Und Ihr verteidigt noch solche Filzigkeit? Sich selbst versagen sie gar nichts, die beiden Haberer, ich habe heute gesehen — ihre Festfracks waren ganz neu — mit Feldmauspelz prächtig verbrämt . . .“

„Aus was sind denn ihre Hosen gemacht?“

„Aus gegerbter Laushaut.“

„Ja, woraus sind denn dann ihre Stiefel?“

„O, die Stiefel, glaube ich, werden aus Infusorienfellen gemacht.“

„Aber sollten wir nicht ins Zimmer gehen?“ sagt die Meune zum Himmel schauend. „Es wird gleich regnen; dort steigt eine unförmliche grausliche Wolke herauf.“

Ich grinse unheimlich: „Selbst unförmlich und grauslich — aber leider nicht Wolke.“

„O weh, o weh! . . . ich spreche von jenem unheildrohenden Ungetüm.“

„Selbst — unheildrohendes Ungetüm.“

Nur ja nicht weunen, Meuns, nur ja nicht weunen!! — Übrigens, wenn Ihr wollt, gehen wir. Komm, Du Löbs.“

„Es Löws ist nicht zu Hause.“

„Was! Es ist auch ausgeprankost — so ein Flanirlöws! Wenn Alle ausgegangen sind, so nehme ich meinen Hut und gehe auch aus.“

„Dabraha!“

„Da ist ja Es! Das war also nur ein Löwenwitz?“

„Etwas matt, der Witz.“

„Lasset En ganz in Ruhe. Ems Witze sind sehr gut. Mischet Euch überhaupt nicht in Ems Angelegenheiten, wenn Ihr gesund bleiben wollt, Trottel.“

„Dadradradradra.“

„Jetzt lacht Euch Es aus . . . geschieht Euch ganz recht.“

„Wo wir wohl heute über zehn Jahre sein werden?“ sinnt die Meune.

„Ja, wer das wissen könnte. Vielleicht zu Hause in der Triumphvilla, vielleicht auf einer Wüstentournée. Es wäre mir eine große Passion, mit Em eine Reise um die Welt zu machen.“

„Das wäre wohl schön! Aber ich glaube, die ruhige Villa, wo wir ganz unseren Arbeiten und einigen guten Freunden leben könnten, wäre mir doch lieber.“

Und so vertiefen wir uns wieder in den Luftschloßbau. Da arbeitet und strebt man, um das sich gesetzte Glücksziel zu erreichen, was übrigens nur den Wenigsten gelingt und das Resultat jenes Arbeitens und Strebens bleibt als Weltgewinn im Umlauf. Dabei wird auch

ein Ziel erreicht, aber nicht das unsere. Eigentlich eine große Duperie, die Welt — für Solche, die's nicht durchblicken.

* * *

Mehrfach haudgeschüttelter lieber Einer, für den ich schreibe, ich verlasse dich auf eine etwas unvermittelte Weise. Meine Geschichte hat, wie du siehst, kein Ende. Wäre unser Verhältnis das von Autor zu Publikum, so hättest du ein Recht, mir Vorwürfe zu machen. Ich weiß ganz gut, was meine Pflicht gewesen wäre. Zuerst hätte ich noch irgend ein pathetisches Ereignis erfunden und in einem spannenden Kapitel erzählt, und dann hätte ich einen Schluß gemacht — einen fröhlichen oder einen traurigen. Deiner Sympathie wäre ich in beiden Fällen so ziemlich sicher gewesen. Du kennst En Lövos genug, damit du dich gefreut hättest, wenn ein Donnerwetter-Glücksfall und der Einzug in die Villa „Löwenest“ geschildert worden wäre, auch hätte

es dir das Auge geseuchtet, wenn ich En hätte sterben lassen und dich zu dem Leichenstein geführt, wo die Worte gemeißelt wären:

„Es Löwos tunkerlt“.

Aber dieses ist keine Novelle — es ist ein Stück Wirklichkeit aus einer zum Glück — oder zum Unglück, wer kann's wissen? — noch nicht abgeschlossenen Doppeleristenz. Wir leben noch Beide, Es und ich; die Doktors und Magisters schreiben noch alle Bier — unter anderen auch dieses, die Herrschaften stehen chapeau bas daneben; von der Villa existiert noch immer nicht der erste Stein. Oder vielleicht schickst du mir, gewisser Einer — es sieht dir ganz gleich — ein Loos, das den Haupttreffer gewinnt?

Der geschilderte achte Vermählungstag war gestern und seither ist nichts geschehen . . . Ich kann also keinen effektvolleren Abschluß machen, als dich auffordern, mit Em Löwos und mir zu dreien im Geiste eine Tour nach der bekannten

Melodie: gggg, ghcd, e— e— zu rasen und
atemlos auszurufen: „Schön ist Ems Löwen=
galoppppp!“

Solltest du indessen, Einer, meine vertraulichen
Mitteilungen in kritischer Laune mit den Worten
abfertigen: „Geschmackloser Unverstand,“ so würde
ich dich scheel anblicken und sagen:

„Selbst! . . . Aber nur ja nicht weinen,
Einer, nur ja nicht weinen!!



Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner.

Zehnte Auflage.

Zwei Bände. Brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 8.—.

Auszüge aus den Urteilen der Presse:

„Als in diesem Jahre die schönen, stillen Herbsttage waren, saß ich in einem Walde bei Krieglach und las ein Buch: „Die Waffen nieder“ von Bertha von Suttner. Ich las zwei Tage daran und diese zwei Tage sind ein Ereignis in meinem Leben. Als die Lektüre zu Ende war, hatte ich den einen lebhaften Wunsch, dieses Buch möchte in alle Kultursprachen übersetzt, in alle Büchereien aufgenommen, in alle Schulen eingeführt werden. Es giebt Gesellschaften zur Verbreitung der Bibel; möge sich auch eine Gesellschaft bilden zur Verbreitung dieses merkwürdigen Buches, welches ich geneigt bin, ein epochemachendes Werk zu nennen.“

F. R. Rosegger. „Heimgarten“, November 1891.

... Das herrliche Werk wird, ich bin überzeugt, ein Standard-work werden. Seit Frau von Staël haben wir keine so mächtige weibliche Feder aufzuweisen.

Friedrich v. Bodenstedt (Wiesbaden).

Es ist dies ein Buch, das nach jeder Richtung im schönsten Sinne des Wortes verebelt, indem es den ganzen Zauber, aber auch den unvergänglichen Wert echter Liebe klarlegt.

Aus dem „Bertha v. Suttner“ überschriebenen und vom Reichsrats-Abgeordneten Carneri gezeichneten Feuilleton der „Neuen Freien Presse“. 15. März 1890.

... Darum gehört ihr Buch zu den gelungensten, die je geschrieben worden sind.

D. Reumann-Hofer

in einem Feuilleton des „Berliner Tageblatt“.

Ich will das Buch nicht preisen, nennen will ich es. Von Hand zu Hand will ich es reichen! Wie ein Evangelium soll es Jünger finden, die es in die Welt tragen!

Hans Land (in seinem am 13. Februar 1890 im Saale der Wilhelmstr. 118 zu Berlin öffentlich gehaltenen Vortrage).

... Bei den Schilderungen des Krieges gewinnt ihre Darstellung eine Erhabenheit, die an die größten Meister der Weltliteratur gemahnt.

Baldwin Groller, „Neue Illustr. Ztg.“, 2. März 1890.

... Es ist ein mutiges und ein kluges Buch, das Frau v. Suttner geschrieben hat.

Rag Harden, „Die Nation“, 1890, Nr. 22,
„Ein Kulturroman“.

Das ist nicht nur ein Buch: es ist ein Ereignis.

Heinrich Hart, „Tägliche Rundschau“.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

